

PAPPELBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, MENSCHENRECHTE UND SPIRITUALITÄT

€ 4,50 SOMMER - NR. 5/2015



JENSEITS JEDER MODERNE

DAS HANDWERK DES ANALYSTEN

v. Peter Oberdorfer

EIN BLÄTTLEIN (GANZ- HEITLICHER) ÄSTHETIK

v. Manfred Stangl

LYRIK *v. Dagmar Fischer,
Damir A. Saračević*

REZENSION

*Johannes Fischler:
New Cage, Esoterik 2.0 -
wie sie die Köpfe leert
und die Kassen füllt*



sonne & mond



Hilfe für Erdbebenopfer in Nepal:

Das Shenpen Health Project des Tashi Delek-Vereins

(www.tashi-delek.de gemeinnütziger Verein; auch im Spendenportal) leistet Erdbebenopfern in Kathmandu und tibetischen Klöstern in den Bergen wie auch der umgebenden Landbevölkerung medizinische und andere nötige Hilfe und bemüht sich insbesondere auch um das Wohl der Kinder. Das tibetische Wort shenpen bedeutet „Zum Wohle anderer“. Im Shenpen Project, das von Chökyi Nyima Rinpoche, dem Oberhaupt der vom Tashi Delek-Verein unterstützten Klöster in und um Kathmandu, initiiert wurde, sind tibetische, nepalesische und westliche Helfer und Ärzte aktiv.



Der Tashi Delek-Verein bittet dringend um Spenden (steuerabzugsfähig) an: Tashi Delek e.V.

Hypo-Vereinsbank München

Konto 4390 169 200

BLZ 700 202 70

IBAN: DE44 7002 0270 4390 1692 00

BIC: HYVEDEMMXXX

Zweck: Shenpen –

siehe Ulli Olvedi: Buddhas Kinder Seite 59



Covergemälde:

„Verzückter Buddha“,
Doris Kittler

Doris Kittler, geboren 1969 in Wien. Studium der Bühnen- und Kostümgestaltung an der Hochschule Mozarteum (Diplom: 1995). Danach Theaterpraxis und gleichzeitige Beschäftigung mit Fotografie. Seit ihrem Aufenthalt in Sibirien (2000–2002): Dokumentarfilm. Lebt und arbeitet in Wien. www.dokit.at



Inhalt

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, MENSCHENRECHTE UND SPIRITUALITÄT

NR.5/2015

EDITORIAL

JENSEITS JEDER MODERNE

Manfred Stangl

S. 4

MODERNE OHNE WÄRME?

Michael Benaglio

S. 5

AM RAND DER STILLE

Salina Petra Thomas

S. 8

DIE KOPFHORDE

Dorothea Schafranek

S. 16

LIEBE TOTE DER ZUKUNFT!

Christian Schreibmüller

S. 18

EIN BLÄTTLEIN (GANZHEITLICHER) ÄSTHETIK

S. 21

(EXTREME, EXKREMENTE, EXPERIMENTE – MODERNE KUNST UND IHRE FOLGEN)

Manfred Stangl

DAS HANDWERK DES ANALYSTEN

Peter Oberdorfer

S. 23

DIE GERANIEN VOR DEM FENSTER

Peter Paul Wiplinger

S. 31

DAS WUNDER VON SANTA ROSSA

Michael Benaglio

S. 33

DER BUCHHÄNDLER

Michael Pick

S. 45

BLINDGÄNGER

Martina Sens

S. 50

JENSEITS JEDER MODERNE

Werner Krotz

S. 53

JESAJA

Wolfgang Lehner

S. 54

BUDDHAS KINDER

Ulli Olvedi: Auszug

S. 59

REZENSIONEN

S. 61 BIS S. 64

MANTREN

S. 65

In dieser Ausgabe Gedichte von:

Sonja Henisch, Elisabeth M. Jursa, Damir A. Saračević, Manfred Stangl, Ingonda Lehner, Edith-Maria Walter, Sabrinja Jungwird, Werner Krotz, Dagmar Fischer (Lyreley), Markus Prem

IMPRESSUM

ISSN: 2311-0341

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH

KUNST

Medieninhaber: Sonne und Mond Verein zur Förderung ganzheitlicher Kunst und Ästhetik
Gersthofenstr. 75/20/14; 1180 Wien

Herausgeber: Manfred Stangl, Michael Benaglio

Titelgemälde: Doris Kittler: „Verzückter Buddha“; Rückcover: Peter Paul Wiplinger

Gemälde & Grafiken: Sonja Henisch, Julia Weintrager, Silvia Ehrenreich, Benedetto Fellin

Fotos: P.P. Wiplinger, A.S. Nowak, Shenpen, Ulli Olvedi, Peter Oberdorfer

Kontakt: www.sonneundmond.at, manfred.stangl@sonneundmond.at

Grafik: Mathias Hentz / Lektorat: Dagmar Fischer / Druck: graspo-Cz

Copyright der Texte bei den AutorInnen

Abo: 3 Ausgaben jährlich 15.- € Inland, EU Ausland 23.- € inkl. Versand

Gefördert durch Kultur Wien und Bundeskanzleramt.



NR. 5/2015

PAPPELBLATT 3



Editorial

Jenseits jeder Moderne

Manfred Stangl

Was wird das Jahr 2060 bringen? Wie wird 2600 das Klima sein, die Natur? Und noch interessanter: wie 6200? Lebt der Mensch noch? Irgendeiner? Sind die sozialen Krisen, die Flüchtlingskatastrophen, die Umweltzerstörung vorbei? Sicherlich. Vielleicht gibt es nur mehr Umwelt. Jedenfalls sicher keine übers Meer in den Tod treibende Asylanten, keine IS Verbrecher, keine US-Weltmacht, keine Konzern-Multis und kein Diktat der Banken mehr... – würd eigentlich gern schon in dieser Zeit leben. 6200. 4000 Jahre von heut - ein größerer Zeitraum, als Geschichtsschreibung existiert. Wird man über unsere Zeit schreiben? Werden die kleinen Plastikstäbchen noch zu lesen sein – die Dateien zu öffnen? Garantiert nicht. Elektrischer Strom wird schon längst die Welt verbrannt haben – niemand wird die Archive der Jetzt-Zeit durchforsten können. Niemand würde das überhaupt mögen. Ohnehin kein Verlust. Diese unsere Zeit – die Zeit der Moderne oder Postmoderne oder wie auch immer und der Millionen Klimaflüchtlinge und Vertriebenen der Kriege, Brandherde, welche der Westen nicht löschen wollte (wie in Syrien). Oder die entstanden, weil die reiche Welt die arme zunehmend unter Druck setzte ... (Irak, Afghanistan etc.).

Keiner wird an diese unsere Zeit als Blütezeit zurückdenken, an jenes Äon, in dem Technikgläubigkeit, Wissenschaftsfanatismus und Narzissmus die Welt ausplünderten: Ressourcen, Seelen und Ideologien aushöhlten. Moderne kurzgefasst: Aufklärung minus Romantik plus Menschenrechte, die speziell für EU-Europäer, weiße US-Amerikaner und Australier gelten ... (Australien, das Land, das nach der Ankündigung, jedes Flüchtlingsboot von seinem Kontinent fernzuhalten, ausgeschlossen werden müsste aus dem Verbund der humanen, zivilisierten Staaten, da offiziell das Menschenrecht auf Asyl aufgekündigt wurde ...).

Werden 6200 noch Wissenschaftler mit zum Himmel überdrehten Augen verzückt flüstern: „Nein – Ihre subjektive Erfahrung zählt nicht, alles nur Meinung, die Wahrheit findet sich im statistischen Spiel, in Ottos Normalverteilung“? Oder eben in den harten Fakten der Naturwissenschaft, die, wie wir seit Heisenberg und Sheldrake wissen, so

fundiert nicht aufgestellt ist. Natürlich wird keine Wissenschaft mehr existieren, keine Natur, die durch Vermessung und Kontrolle ausbeutbar aufbereitet wird, kein ideeller Überbau, in dem Intellektuelle, Journalisten und Schriftsteller von der Macht des Geistes schwärmen und bloß die harte kalte Logik der instrumentellen Vernunft meinen. Eine Vernunft, die zur kühlen Ratio verkam und die Rationalität meint, das Umschreiben aller Wertesysteme durch ökonomische Kriterien. Wer funktioniert effizienter? Wer ist leistungsfähiger (statt: wer besitzt größeres Mitgefühl, Anteilnahme, soziale Kompetenz)?

(Post-)Moderne Welt, in der alles und jeder läuft, rennt, rappt, jobbt, staget, performt, sich selbst inszeniert, und wieder rennt, konsumiert, indoor und outdoor fun sucht, jobbt, i-phont, freshies likt – allein diese infantilisierte Sprache zeugt, wes Geistes Kind die heutige Zeit ist: wie sie eine second world in die reale einschleust – eine artifizielle, infantilisierte, die intensivere orale Vergnügung verheißt, blendend glänzende Zellophanverpackung, unendliche Süße und ewige Anerkennung – doch der Heißhunger im Inneren ist damit nicht zu stillen. Image zählt, die Anteilhabe am Branding der Super-Trusts. Bestimmen Sein oder Bewusstsein die Welt? Das „Dabeisein“ ists, was uns bestimmt.

Nein, das alles wird es nicht mehr geben. Weil entweder die Menschheit weise geworden ist und daher die Natur und damit die Lebensgrundlagen nicht weiter ausbeutet oder es keine Menschheit geben wird.

Wie's sein wird, wissen (bzw. ahnen) vielleicht die Propheten. Aber jedenfalls gerechter (weil auf Dauer Ungerechtigkeit zu Spannungen und Aufständen und Kriegen führt, die in Katastrophen enden und irgendwann mal in Einsicht). Durchmischer: weil keine weißen Polizisten regelmäßig Farbige umbringen werden, das Rückgrat brechen, 12-mal in den Rücken schießen, weil alles gleich bunt geworden sein wird. Und bei allem Respekt vor den Religionen, seien es die Buchreligionen oder die der Wiedergeburtserfahrung oder Naturreligionen: da wird auch nicht allzu viel Unterschied mehr bestehen: weil wir erkannt haben werden, dass nur eine Göttlichkeit existiert, die sich unendlich oft

Manfred Stangl, geb. 59 in Graz, absolvierte die Theres. Militärakademie, studierte manches, schrieb für Zeitungen, verstand sich als Literat, bis er das Schreiben ließ, um zu sein. Später verfasste er ganzheitliche Bücher, mehrere Lyrikbände, die „Ästhetik der Ganzheit“; Leiter der Edition sonne und mond, lebt jetzt in Wien.



in der Welt manifestiert – und welche linke Hand soll die rechte bekämpfen, welches rechte Bein das linke, welcher Flügel den anderen ...?

Nein: die Welt wird völlig anders aussehen als heute: wohl nicht wie ein Garten Eden – wilder wird sie sein: nicht einerseits durch Zivilisation erstickt und andererseits in jeglicher grausamen Hinsicht verwildert: wilder, natürlicher, sinnlicher (anstatt

des Deo-, Hygiene- und Rasurwahns der Modernen Welt), schöner: vielleicht nicht edler: aber gerechter, ausgeglichener und fairer. Würd schon gern jetzt in dieser Welt leben ... - aber wichtig jedenfalls, dass Einzelne einzelne Schritte in jene neue Welt (die zwischendurch einmal eine ganzheitliche geheißten haben wird) lenken ...



Moderne ohne Wärme?

Michael Benaglio

O.k. – das Chaos. Die Moderne. Ein Begriffswirrwarr, ein Sammelsurium tausendundeiner gelehrter Meinungen, Analysen, Kommentare der Dromedare. Irgendwie begann es im 19. Jahrhundert. Oder doch 1687, als Moderne der Gegenbegriff zur Antike war? Moderne in Europa, den USA, Australien und vielleicht auch in Sacrapanien? Keine Moderne beim IS. Eh klar. Erschütterung traditioneller Werte. Experimente mit neuen literarischen Techniken. Toll. Warum nicht? Trug nicht auch Cäsar die Moderne in seinen Genen, als er die Kelten massakrierte? Warum, bitte schön, kann mir keine sagen, was die Neandertaler über die Moderne dachten? Und dann, da schau her, kommt noch die Postmoderne, irgendwann

in den wilden Sechzigern inkarniert, und meint, die ganze Moderne sei hinfällig und überholt und all die Subventionen seien postmodern auszubzahlen, und so wogt und mengt und schwenkt ein diffuser Meinungsstreit und Bewusstseinstau mel durch die gelehrten Hallen und Tempel und Hütten und Tipis unserer Kunstexpertinnen. Popmoderne. Zweite Moderne. Postmoderne als Begriff schon 1870 verwendet. Rudolf Pannwitz verwendete ihn mit Bezug auf nationalistische und mythische Elemente, und das 1917. Kostmoderne. Schau, schau. Gegenmoderne. Protomodern e. Modern in Wern (Mundart-Moderne). Modern hat Susi gern.

„Da steh' ich nun, ich armer Tor, und bin so klug als wie zuvor.“ (Zitat eines Verzweifelten.)



Foto: Baum-Spiegelung, P.P. Wiplinger



Ich gehe den geschichtlichen Weg und treffe bei meinen Wanderungen die Aufklärung. Und diese, Göttin sei Dank, ist das geistige Fundament der Moderne. Ohne Aufklärung keine Moderne. Und nun sehen wir uns diese Aufklärung mal näher an. Ich gestehe, ich bin ein gespaltener Aufklärungsfan, denn etliches finde ich gut und wichtig an ihr, etliches aber als Keimzellen von Entwicklungen, an deren Ergebnissen wir heute leiden.

Aufklärung bedeutet das Projekt des gebildeten Bürgertums des 18. Jahrhunderts gegen die feudale Repression von Kirche und Adel. Das Licht der Vernunft sollte erstrahlen, um die vielfältigen Verdummungsideologien und den Volksaberglauben zu entlarven, der das Volk psychisch in Unwissenheit und Dummheit hielt. Der mündige Mensch, so die Vision, als Bollwerk gegen politische Unmündigkeit. Das, denke ich, benötigen wir heute wieder einmal volle Kraft voraus. Allerdings wandelte sich das Ideal des mündigen, aufgeklärten Menschen, angeblich auch Zielvision unserer Republik, wie ich einmal hörte, nur zu oft zu Egokult, Narzissmus und neoliberale Denkerfabrikarbeiter freuten sich, auf diesen Grundlagen das verkümmerte Produkt einer Ich-AG salonfähig zu machen. Der isolierte, unsolidarische Mensch ist Liebling der Herrschenden. Egomane versagen sich der Solidarität, ohne die wiederum Gemeinschaft und Gesellschaft ein erkaltetes Wrack sind. Die Vernunft verkam im historischen Prozess zu oft zu einer intoleranten Herrscherin, die eifersüchtig Romantik, Gefühl, Spiritualität unterdrückte.

Der Kampf gegen Kirche und Feudalsystem führte erfreulicherweise zum Prinzip der Religionsfreiheit. Redefreiheit, die heute immer noch nicht selbstverständlich ist (vor allem wenn du deinen Job nicht verlieren möchtest ...), gesellte sich zu den weiteren Juwelen der europäischen Aufklärung. Die Förderung der Bildung für alle sollte den Wohlstand des Volkes einleiten (das gab es auch bei Kreisky, lang, lang ist's her), die Frau, na ja, die sahen frühe Aufklärer lieber doch hinter dem Herd eine Eierspeise oder einen Schweinsbraten kochen. Vegan war noch nicht in.

Europa lag zersplittert, da entwickelten kluge Aufklärer die Idee des freien wirtschaftlichen Wettbewerbs. Im Gegensatz zum Merkantilismus sollte sich die „natürliche“ Wirtschaftsordnung ohne regulierende Einmischung von Vater Staat entwickeln und schon, es sei herzhaft geklagt, landen wir bei Liberalismus, Kapitalismus und unserer jüngsten bitteren Frucht, dem Neoliberalismus. Aufklärung verliebte sich in die Naturwissenschaften, die in unserer Zeit ihre Methoden auch den

Sozial- und Geisteswissenschaften aufdrängten, die Natur wurde entzaubert, entseelt und als große Maschine betrachtet, die gierig auf ihre Ausbeutung wartet. Das mechanistische Weltbild verdrängte die mit Leben erfüllte, heilige, fruchtbare, chaotische, „dunkle“ Natur. Dazu ein Trank gemixt aus kolonialistischer und kapitalistischer Gier. Folgen hinlänglich bekannt.

Natürlich brodelten Gegenbewegungen vielfältiger Art, erinnert sei hier an die politisch noch rebellische Frühromantik, die bald deutschümelnd versumpfende große deutsche Jugendbewegung, die Hippies und wie sie alle heißen. Allerdings: Auch Adolf von Braunau bekämpfte Aufklärung und Moderne, wie auch sein Gegenspieler, Genosse Stalin. Duce Mussolini ließ sich ein Hintertür in den Bereichen bildende Kunst und Architektur offen.

Hatte die Aufklärung noch konkrete Werte, aus denen sich die Menschenrechte und die moderne Demokratie entwickelten, so pfeift die Anything-Goes-Postmoderne, medien- und technikgeil, auf jeden Wert, in diffuser Beliebtheit, die unseren gesellschaftlichen Mainstreamzustand spiegelt, entsagt sie jeder Solidarität, jeder Utopie einer freien, besseren Welt. Da historische Epochen und Moden inzwischen schnelllebig sind, ist es einsichtig, dass die Moderne Geschichte und die Postmoderne ebenso eine Geschichte der Vergangenheit ist, auch wenn das noch nicht alle kapiert haben, aber manche Erkenntnisprozesse sollen ja Jahrhunderte dauern.

Was bedeutet das für mich? Eine literarische Revolution, die angesagt ist, sollte mit ihren Werken wieder Menschen ansprechen, berühren, erwärmen. Sie in ihrem Lebensalltag treffen. Ihnen Entmündigung, Repression bewusst machen. Gesellschaftskritisch sein. Kritikfähigkeit und Kampf für Gerechtigkeit sind ja letztlich – so nebenbei sei's vermerkt – keine Erfindungen der Aufklärung, sondern begleiten den Menschen seit der Bildung hierarchischer Gesellschaftssysteme. Zugleich wäre es aber super, wenn wieder Schönheit, der Sonnenuntergang auf Kreta oder vom Dachstein aus betrachtet (wenn's sein muss auch vom Stephansurm, beim Grazer Uhrturm ist es meist zu laut), Gefühl, Romantik und die Beschäftigung mit mythischen und spirituellen Themen anspruchsvoll aus dem Abseits geholt werden. Warum sollten wir diese Inhalte und Sehnsüchte der Neuen Rechten überlassen, die ähnlich wie zu Hitlers Zeiten bemüht ist, sie für ihre Politik zu instrumentalisieren?

Tiefe statt Plastikblüten. 



Gedanken im Vorschlaf

Aufgetaucht aus dem Chaos
hat die Weltenschlange das Ei umtanzt,
erzählt man,
und gezeugt die
Tochter,
welche unsere Talente weiter
entwickelt
zur
Freude der Götter,
welche alle Eins sind,
waren die Heroen geboren
zu zeugen
über die Kraft und Schönheit
derer,
die sich vermessen zu vergessen,
dass wir alle dereinst
eingehen ins Licht.

Muschelfrau



60x80 cm, Öl, Sonja Henisch

Sonja Henisch ist in Wien geboren und aufgewachsen und hatte schon sehr früh künstlerische Ambitionen. Nach dem Abschluss des Studiums an der Hochschule für angewandte Kunst folgten Ausstellungen im In- und Ausland. Kindertheaterstücke gaben den Impuls zum Schreiben. Auszeichnung im Rahmen von Multikids „Regentrude“ nach Th. Storm. Henisch schreibt Kurzgeschichten und Lyrik. Der Roman „Die Wogen der Drina“ ist 2012 erschienen. 2015 folgte „Theodora oder die Quadratur des Seins“, beide Verlag Bibliothek der Provinz.

Der Gesang der Muschelfrau

Erwacht bin ich über dem Chaos,
habe mit der Schlange des Windes getanzt.
Mit flatterndem Haar, voller Tautropfen,
hab ich die Wasser hervor gebracht.
Im Tanz mit dem Salm
bin ich mit ihm um die Wette gesprungen.
Als Muttersau, reitend auf edlem Geblüt,
hast du mich entehrt und zur Schlachtbank
geführt.
Ich hab mich gezeigt in der Schönheit der
Venus,
in grünen, wehenden Kleidern,
hab dich genährt mit meiner heiligen
Milch.
Ich hab dir die Hand gereicht,
wenn du hinab steigen musstest
in die tiefe Höhle der alten Erfahrung.
Jetzt bin ich wieder gekommen, zu sehen,
zum Schutz hab ich diesmal die Muschel
gewählt,
und tanz meinen Tanz bis in ewige Zeiten
an deiner Seite.

Grün

Grün. So grün.
So grün, dass ich es schmecken kann.
So grün, dass es ein Genuss ist, zu riechen.
Grün, wie die ersten Blattspitzen, wie
Bärlauch,
Blumenblätterspitzengrün durch das
Erdreich gebohrt
mit sanfter Gewalt.
Smaragdgrün, das mein Herz erreicht,
mit seinem Glanz entzückt,
den Puls rascher schlagen lässt vor Freude.
Grün, das meine Poren durchdringt
und mein Inneres klärt.
Ich lasse mich fallen ins grüne Bett,
schmecke grün und singe Ewiges.

Sonja Henisch



Am Rand der Stille

Salina Petra Thomas

Ich erstarrte mitten in der Bewegung. Am Schlag meines rechten Hosenbeins zerrte ein Terrier, der seine mangelnde Größe durch vollen Körpereinsatz wettzumachen versuchte. An besagtem Terrier wiederum zog ein pickeliger Teenager, ebenfalls unter Aufbietung all seiner Kräfte. Den eifrigen Bemühungen dieses Gespanns zeigte sich meine Leinwandhose nicht gewachsen. Mit einem Knirschen gab der Stoff nach und entblößte meinen Oberschenkel. Ich hielt die Luft an. Fixierte den Laternenpfahl zwei Meter vor mir. Nicht bewegen, nicht atmen. Endlich, wenn auch Lichtjahre zu spät, hatte der Junge seinen Hund im Griff und weg von der empfindlichen Haut meines Knöchels. Ich wehrte seine Entschuldigungstirade mit einer Handbewegung ab, drehte mich auf dem Absatz um und stampfte davon, sofern man mit Highheels und flatterndem Hosenbein eben würdevoll davonstampfen kann. Erst nachdem ich gehörigen Abstand zum Ort des Geschehens gewonnen hatte, holte ich Luft. Im Ausatmen entlud sich der aufgestaute Zorn in einer Flut von Beschimpfungen. Ich ignorierte die Blicke der Passanten, sollten sie doch denken, was sie wollten. Als ich das Apartmenthaus erreichte, setzte ich eine gelassene Miene auf. Ich grüßte den Portier, dessen gute Erziehung ihm eine Meinung zu meinem Outfit verbot, und hastete zum Aufzug. Als die Wohnungstür ins Schloss fiel, hatte meine Atemfrequenz sich weitgehend normalisiert. Auf dem Weg zur Küche schleuderte ich die Pumps von den Füßen und streifte die Reste meiner teuren Hose inklusive Hundesabber von den Hüften. Andächtig betrachtete ich das armselige Bündel, das einen erfrischenden Kontrast zum Parkett abgab. Markus hasste es, wenn ich mich in der Wohnung verteilte. Aber Markus weilte auf einem anderen Kontinent. Mit grimmiger Genugtuung pfefferte ich die Handtasche auf den Glastisch und meinen Blazer in einen der schwarzen Clubsessel. Endlich ein bisschen Leben in der Bude. Meine restlichen Klamotten verstreute ich großzügig auf dem Weg ins Bad. Ich genoss den brühheißen Wasserstrahl und verrieb Unmengen duftendes Duschgel auf meiner Haut. Und weil ich gerade dabei war, landeten die Handtücher als nasse Knäule auf den Fliesen. Der Akt passiven Widerstandes befriedigte mich immens. Mit einer dampfenden Tasse und sonst nichts drapierte ich mich auf das akkurat glatte Laken des Doppelbettes und nippte an einem

doppelten Espresso. Erst als ein Schwarm schwarzer Sprenkel auf rotem Satin erblühte, bemerkte ich das Zittern. Es brodelte aus den Lenden die Wirbelsäule hinauf, bis mein ganzer Körper einen grotesken Veitstanz aufführte. Im nächsten Moment löste sich die Anspannung der letzten Tage in einem Tränenschwall. Auf dem Bettbezug entfaltete sich ein Muster, das an einen Rohrschachtest erinnerte. Deuten Sie diese Form. Ein Terriervvv, nein, eine beherrschte Anwältin im Hosenanzug, die von ihrem Chef zusammengefaltet wird. Oder noch besser, ein Wirtschaftsanwalt auf Dienstreise. Ich analysierte eher desinteressiert, dass ich am Rande eines Zusammenbruches baumelte. Der Dauerkrieg im Büro hatte sich heute während einer eilig einberufenen Notfallsitzung zugespitzt. Jeder gegen jeden ohne Rücksicht auf Verluste. Dann das Einzelgespräch beim Boss, der peinlich berührt wegschaute, als mir das Wasser in die Augen stieg. Sie müssen sich ein dickeres Fell zulegen. Wenn das Mal so einfach wäre. Hysterie gewann die

„Im nächsten Moment löste sich die Anspannung der letzten Tage in einem Tränenschwall. Auf dem Bettbezug entfaltete sich ein Muster, das an einen Rohrschachtest erinnerte.“

Oberhand und ich trommelte mit den Fäusten die Kopfkissen platt, beobachtete wenig erstaunt, wie ein Bezug aufplatzte und weiße Daunen erbrach. Scheiß Köter, Scheiß Chef, Scheiß Welt. Und nicht zu vergessen Markus. Mein supererfolgreicher Freund, der Wirtschaftsanwalt, der mich einfach allein gelassen hatte in diesem Schlamassel. Da musst du durch, so läuft das in der Arbeitswelt. Er hatte ein akkurat gefaltetes Hemd in den Reisekoffer geschichtet und mich nicht einmal angesehen. Außer Markus kannte ich keinen Menschen, der einen Koffer mit derselben Akribie packte, wie er eine Doktorarbeit schrieb. Seit mehr als zwei Jahren gab ich mein Bestes, um mit meinem perfekten Verlobten mitzuhalten. Zumindest so weit, dass ich einen Besuch bei den Schwiegereltern und ein Abendessen mit Kollegen bestand. Doch an Tagen wie heute fühlte ich mich wie ein Magnet, der alle Missgeschicke im Umkreis von wenigstens hundert



Metern an sich zog. Ich schniefte ein letztes Mal ins Kissen. Atmete tief durch. Zählte bis zwanzig, dann bis fünfzig. Die Anspannung hockte in meinem Zwerchfell und wollte sich einfach nicht lösen. Warum ich schließlich trotzdem einschlief, sei dahingestellt. Es war, als hätte jemand einen Schalter auf Off geknipst.

Ich erwachte mit einem Brummschädel, der mich an meine besten Zeiten erinnerte. Durchzechte Nächte mit zu viel Whiskey-Cola. Die Schwaden eines üblen Traumes waberten am Rande meines Bewusstseins, ohne dass ich sie hätte greifen können. Nach einem vergeblichen Versuch, mich bürotauglich zu stylen, meldete ich mich krank, in dem Wissen, dass ich mich damit als Schwächling outete. Nach einer Dusche widmete ich mich der Chaosbeseitigung. Während ich die sterile Atmosphäre wiederherstellte, wurde mir bewusst, wie wenig sich in den letzten zwei Jahren verändert hatte. Das Apartment mit viel Chrom und Glas spiegelte Markus' Persönlichkeit, mich hatte es einfach absorbiert. Ich seufzte, warf die Handtücher in den Wäschekorb. Sammelte meine Unterwäsche vom Teppich. Bezog das Bett neu. Doch statt mich zu beruhigen, potenzierten diese Tätigkeiten nur das Gefühl, dass alles völlig falsch war. Das ungute Feeling begleitete mich den ganzen Vormittag. Gegen Mittag hatte sich der Druck in meinem Solarplexus zu einem schmerzenden Knoten zusammengeballt. Mein Smartphone drohte mit einer Flut ungelesener E-Mails, bis ich es kurzerhand ausschaltete. Stattdessen durchforstete ich den Kleiderschrank. Die linke Seite systematisch geordnet, Bügel an Bügel mit Maßhemden und Jacketts. In der anderen Hälfte Stapel von eselsohrigen Blusen, zerknitterte T-Shirts und Marlene Hosen. Was gäbe ich für eine unförmige Jogginghose, in der ich mich verkriechen könnte. So lange untertauchen, bis der Anfall vorüberging. Das taten sie immer. Ich hatte schließlich ein prima Leben. Einen ebenso gut aussehenden wie verdienenden Verlobten, eine Wohnung in der City und einen BMW in der Tiefgarage. Einen Job in einer der besten Anwaltskanzleien der Stadt. Also was in Gottes Namen biss mich, mit der Welt zu hadern? Ich hockte mich mit einer Tüte Chips vor den Riesenflachbildschirm und krümelte auf die Ledercouch. Zog mir eine Liebesschnulze nach der anderen rein, weißer Ritter rettet notleidende Jungfrau. Zum Kotzen. Gab es denn keinen Streifen über eine schlampige, chaotische Frau Mitte dreißig, die an ihrem Leben zweifelte? Ich killte eine Flasche Pernod und kleckerte auf den Teppich. Ungezogenes Mädchen. Wenn ich morgen wieder einen Brummschädel hatte, wusste ich

wenigstens wovon, rechtfertigte ich in einer letzten Anwendung mein Tun, bevor ich in die selige Unbekümmertheit der Beschwipsten abtauchte.

Der Katzenjammer toppte den vom Vortag. Das Tageslicht schmerzte bereits, ehe ich meine bren-

„Ich stampfte auf das Parkett, wenn schon, ich wollte jetzt, hier und sofort eine Zigarette.“

nenden Lider hochquälte. Auf dem Weg zu Kaffeemaschine überfiel mich Reue über das verwüstete Wohnzimmer. Nur gut, dass Markus Flugstunden entfernt auf der anderen Seite der Erdkugel weilte. Gleich würde ich aufräumen. Nachdem ich meinen Frühstückskaffee und eine Aufwach-Zigarette intus hatte. Ich stöhnte. Beim Einzug in seine Wohnung hatte ich einige lieb gewonnene Gewohnheiten abgelegt. Dazu gehörte das Rauchen ebenso wie meine chaotische Art, meine Unbeherrschtheit und Emotionalität. Ich stampfte auf das Parkett, wenn schon, ich wollte jetzt, hier und sofort eine Zigarette.

Eine halbe Stunde später befand ich mich nicht nur im Besitz eines Päckchen Tabak, sondern auch eines nagelneuen roten Jogginganzuges nebst einem Paar allerliebster Leinenturnschuhe. Ich rauchte in der Küche, wohl wissend, dass ich tagelang würde lüften müssen. Am Nachmittag tauschte ich meine Wohlfühlkluft widerwillig gegen einen Hosenanzug und fuhr ins Büro. Mails checken, ein paar Akten an Kollegen weiterreichen, denen ich nicht in die Augen schauen konnte. Und dem Personalbüro einen Besuch abstatten. Von den sechzig Tagen Urlaub aus den Vorjahren beanspruchte ich spontan dreißig, womit ich auf sechs freie Wochen kam, keine Ahnung wofür. Auf dem Heimweg bog ich auf den Hof eines Gebrauchtwagenhändlers ein, weil ein grasgrüner Lichtreflex meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Ein Käfer, hatte ich es doch gewusst. Mit ein paar Dellen, das gehörte dazu. Und einem Jahr TÜV - genial. Der Händler ließ sich überreden, den Wagen gleich am nächsten Tag auf mich zuzulassen. Wozu auch immer. Zurück in der Wohnung verfasste ich eine Mail. Genauer gesagt, entwarf ich derer sieben - allesamt landeten im elektronischen Mülleimer. Am Ende blieb ein Zweizeiler im SMS-Stil auf einem Blatt Papier aus dem Drucker. Brauche eine Auszeit, melde mich, wenn ich kann. Die Nachricht machte sich wunderbar dekorativ in der Mikrowelle. Ich tröstete mich damit, dass ich nur eine kleine Spritztour unternehmen würde. Bevor Markus zu-



rückkam, wäre ich längst wieder im Lande. Als das Telefon in der Ladestation Beethoven anstimmte, zögerte ich. Nach einer nicht enden wollenden Sonate packte ich das Mobilteil, lauschte und gab Antworten an den passenden Stellen. Jawohl, alles klar in der Heimat. Jawohl, Wetter prima. Ansonsten keine besonderen Vorkommnisse. Während mir Markus von Meetings und Vertragsabschlüssen erzählte, überlegte ich, ob der Kauf eines Jogginganzuges, das Ersthörchen eines Kleinwagens und eine einzige gerauchte Zigarette unter besondere Vorkommnisse zu rechnen waren. Bevor ich mir darüber klar wurde, beendete Markus seinen Monolog. Wird zu teuer, melde mich die Tage wieder. Erst bei meiner zweiten Zigarette nach ebenso vielen Jahren gestand ich mir ein, dass eine Urlaubsreise durchaus in diese Kategorie gefallen wäre. Ich tröstete mich mit dem restlichen Pernod und verschob die Wohnungsreinigung auf den nächsten Tag. Schließlich hatte ich Urlaub.

Nach einer Nacht ohne Träume, dafür mit zahlreichen Wachphasen und alkoholgeschwängerten Zukunftsvisionen, erwachte ich mit kratzigem Hals und verquollenen Augen. In meinem neuen roten Lieblingsoutfit holte ich mein altes quietschgrünes Auto ab und kurvte durch die City. Ein Halt bei einem Outdoorladen, in dem ich ein Zweimannzelt, zwei Trekkinghosen und eine wetterfeste Jacke erstand. Zurück in der Wohnung stopfte ich meine Neuerwerbungen nebst ein paar T-Shirts, Unterwäsche und Socken in eine Sporttasche. Ich schaltete mein Handy ein. Achtundsechzig ungelesene E-Mails und nicht weniger als zwölf unbeantwortete Anrufe. Kurzentschlossen pulte ich den Akku raus und versenkte das lästige Teil unter der Schmutzwäsche. Im Vorbeigehen beäugte ich die Nachwehen meiner Orgie. Ein stinkender Aschenbecher in trauter Zweisamkeit mit der leeren Pernodflasche. Chipskrümel, die auf dem hellen Ledersofa Akzente

„Ich verfluchte mein Bauchgefühl, das mich in diese Einöde gelockt hatte, weit weg von jeglichem Komfort. Tiefste Sackeifel. Erst als der Käfer zu röcheln begann, bemerkte ich das mattrote Lämpchen“

setzten. Mein Anteil an der Wohnungseinrichtung. Pfeifend verließ ich die Wohnung, die mir zwar nie ein Zuhause, aber immerhin eine Bleibe geboten hatte. Der Motor des Käfers rührte einen beruhigenden Sound und wir begaben uns einstimmig

auf die Autobahn, raus aus Köln und dann immer der Nase nach.

Ich hatte in den letzten zwei Tagen einiges dazugelernt. Zum Ersten, dass Campingplätze viel von ihrer Romantik eingebüßt hatten. Vor allen Dingen während der Sommerferien und bei Regen. Dass ein Zweimannzelt auch für eine Person beengend sein konnte. Dass ein Tag ohne Fernseher, Handy und Laptop sich zog wie Kaugummi. Und nicht zuletzt, dass Frau beim Autokauf nicht nur auf den Motor, sondern auch auf eine funktionstüchtige Heizung achten sollte. Um vielfältige Erfahrungen reicher hockte ich hinter dem Steuer meines Käfers und sehnte mich nach einem heißen Bad und einer noch heißeren Tasse Kaffee. Während ich über eine wenig befahrene Landstraße tuckerte, erschien mir Köln plötzlich verlockend. Einfach zurückfahren in Markus' Apartment und die Geschehnisse der letzten Tage aus dem Gedächtnis tilgen.

Ich bibberte im Takt zu einem Song der Scorpions, derweil die Scheibenwischer ihr Bestes leisteten, den sturzflutartigen Regen zu bändigen. Die Straße wand sich Serpentine um Serpentine durch ein Waldstück mit einer Steigung, die meinen Käfer zum Schnaufen brachte. Endlich erreichten wir den Scheitelpunkt und vor meinen angestregten Augen öffnete sich ein weitläufiges Tal, erfüllt von wabernden Nebelschwaden. Die Fahrbahn schlängelte sich bergab, immer weiter in den Dunst, der so dicht aussah, als bräuchte ich nur die Hand auszustrecken, um mir ein Büschel Wolken zu pflücken. Ich verfluchte mein Bauchgefühl, das mich in diese Einöde gelockt hatte, weit weg von jeglichem Komfort. Tiefste Sackeifel. Erst als der Käfer zu röcheln begann, bemerkte ich das mattrote Lämpchen neben der Kraftstoffanzeige. Der Wagen rollte noch ein Stück, dann erstarb der Motor. Ich fluchte lang und ausgiebig, bevor ich mich an eine





Der heilige Berg Kailash, Benedetto Fellin

gründliche Durchsuchung meines Autos machte. Nur um sicherzugehen, dass ich wirklich keinen Ersatzkanister hatte. Und kein Handy, um den Pannendienst zu rufen. Dafür fror ich jetzt doppelt, weil der eisige Sprühregen mir den Nacken hinunter bis in den Slip rann. Ich zwängte mich wieder ins Auto. Wenigstens die Warnblinkanlage funktionierte, wie sie sollte. Ich versuchte, halbwegs in den Schlafsack zu krabbeln. Dann wartete ich.

Die Kombination eines hellen Scheins mit einer dunklen Männerstimme schreckte mich aus dem Halbschlaf. Mein Kopf machte schmerzhaft Bekanntschaft mit dem Lenkrad. Arme und Beine schienen ebenso durcheinander wie meine Gedanken. Ich verhedderte mich heillos, in dem Versuch meine steifen Glieder aus dem Schlafsack zu befreien.

„Alles in Ordnung da drinnen?“

Wer auch immer pochte gegen die Scheibe und blendete mich mit seiner Taschenlampe. Ich besann mich so weit, dass ich das Knöpfchen hochzog. Mit Hilfe einer festen Männerhand taumelte ich wenig elegant ins Freie.

„Geht es Ihnen gut?“

Mehr als ein heiseres Stottern brachte ich nicht zustande. Ich meinte ihn etwas über Frauen und Ersatzkanister murmeln zu hören, doch ich verzieh ihm sofort, als er mich in das warme Innere eines Jeeps stopfte. Ganz kurz schoss mir der Gedanke an Sittenstrolche und Serienmörder durch den Kopf. Doch die Heizung sprach eine überzeugende Sprache und ich ergab mich einer alles durchdringenden Erschöpfung.



Als Erstes drang das Keckern einer Elster in mein Bewusstsein, dann der Geruch von Kaffee. Ich lüpfte eine schwere Daunendecke und registrierte, dass ich nichts am Leibe trug, was mir gehörte. Stattdessen ein meilenweit zu großes T-Shirt und einen ebenso formlosen Boxershorts. Bei näherer Betrachtung fand ich mich in einem Doppelbett mit geschnitztem Kopfteil inmitten eines gekalkten Zimmers. Keine persönlichen Gegenstände, die etwas über den Besitzer preisgegeben hätten. Widerwillig verließ ich meine Höhle. Ich entlieh dem fremden Kleiderschrank eine Jogginghose samt Sweatshirt und öffnete die Tür.

„Frühstück?“ Die Stimme kam von irgendwo rechts hinten. Ich folgte dem verführerischen Duft durch einen düsteren Korridor, der in einen schmalen, lichtdurchfluteten Raum mündete. Neben einem gusseisernen Ofen stand ein Mann und wendete Eier.

„Hübsch“, kommentierte er meine Aufmachung, wobei ich nicht sicher war, ob sich das auf die geborgten Klamotten oder meine verstrubbelten Haare bezog.

„Hunger?“

Ich quetschte mich auf eine wackelige Eckbank und schaufelte Rührei. Aus dem Augenwinkel beäugte ich meinen Retter. Groß, schlank, aber nicht hager. Bartstoppeln, die einen dunklen Schimmer auf seine Wangen zeichneten.

„Wenn Sie mir vielleicht Ihr Handy leihen könnten. Dann würde ich den Pannendienst rufen.“

„Telefon ist dort“, er wies auf einen Apparat mit Wählscheibe auf der Anrichte. So etwas hatte ich seit Jahren nicht gesehen.

„Ähm ... die Nummer? Könnte ich wohl mal Ihr Laptop ...?“ Ich verstummte unter seinem Blick. Okay, ich war definitiv in der Höhle eines Steinzeitmenschen gelandet. Ein Mann ohne Handy und Computer. Wow. Dass es so was im einundzwanzigsten Jahrhundert noch gab. Ich verlor mich in planlosen Überlegungen, wie ich mein Auto wieder flott bekommen könnte. Dabei entging mir, dass mein Gastgeber das Weite suchte. Erst das Geräusch des startenden Motors riss mich aus meinen Gedanken und aus dem Küchenfenster sah ich eben noch den Jeep aus meinem Blickfeld verschwinden. Ich fügte meiner Meinung über den Besitzer dieses Hauses einige Attribute hinzu. Zurückgebliebener Höhlenmensch konkurrierte mit unhöflicher, wortkarger Einsiedler. Um mich zu revanchieren, warf ich meine guten Manieren über Bord und verletzte fröhlich seine Privatsphäre. Das alte Bauernhaus mit seinen niedrigen Decken und weiß gekalkten Wänden gefiel mir auf Anhieb. Trotz karger Mö-

blierung oder vielleicht gerade deswegen besaß es Charme. Meine Kleidung entdeckte ich über dem Rand einer emaillierten Badewanne, die Nässe bildete noch immer dunkle Flecken im Stoff. Nachdem ich Jeans und Pullover über die Eckbank in der Küche drapiert hatte, stöberte ich weiter. Ich fand eine Speisekammer, eine Waschküche und ein Wohnzimmer, in dessen einzigem Sitzmöbel ein rotgetigter Kater schnarchte. Ein prasselndes Feuer im Kamin verbreitete behagliche Wärme. Nach einer kurzen Diskussion mit dem Kater eroberte ich die Hälfte des abgewetzten Ohrensessels. Ich zog Résumé. Eigentlich deutete nichts darauf hin, dass ich mich im Haus eines Irren befand. Gut, es gab weder Fernseher noch Radio, kein Internet oder Handy. Ein harmloser Sonderling. Oder ein stressgeplagter Manager mit Burn-out, der back to the roots spielte. Eine gefühlte Ewigkeit verstrich, bis die Tür aufflog und mein Gastgeber mit einem schlappohrigen Jagdhund im Gefolge ins Zimmer stürmte.

„Benzin ist da.“

Ich hörte mich stottern und verfluchte diesen unhöflichen Kerl, der scheinbar über keinerlei Umgangsformen verfügte.

„Felix muss noch raus.“

Als er sich auf dem Absatz umdrehte, rannte ich wenig damenhaft hinterher. In einer geborgten Wachsjacke nebst ein paar Gummistiefeln verließ ich auf den Fersen meines Gastgebers das Bauernhaus mitten im Nirgendwo. Nur um festzustellen, dass es in weitem Umkreis sehr viel Landschaft, aber keinerlei Gebäude gab. Und während ich hinter Herrn und Hund durchs Unterholz stolperte, beglückwünschte ich mich zu diesem neuen Schlammassel.

Am Nachmittag sammelten wir meinen Käfer ein. Am Abschleppseil, denn der Kleine wollte auch nach erfolgter Benzinspritze einfach nicht anspringen. Zurück auf dem Hof umkreiste ich den Wagen, als könnte ich die Ursache des Defektes irgendwo ausmachen. Schließlich trat ich vor lauter Frust gegen einen der Hinterreifen und fluchte. „Schnapsidee, so eine bescheuerte Schnapsidee.“

„Georg wird ihn sicher hinkriegen.“

Mit hochrotem Kopf folgte ich meinem Wohltäter in die Küche. Bei einer Tasse Malzkaffee versuchte ich mich in Smalltalk und scheiterte kläglich. Johannes. Mit einem Bruder namens Georg, gelernter KFZ Schlosser. Mehr kam nicht. Irgendwie schienen all die wortgewandten Plattitüden, die zwischen Normalsterblichen üblich waren, bei ihm keinerlei Wirkung zu entfalten. Die Worte verloren auf halbem Weg ihre Bedeutung und taumel-



ten kraftlos auf den Küchenfußboden, wo sie zwischen Staubflocken ein vorzeitiges Ende nahmen. Wir teilten ein Abendmahl aus Brot, Käse und ein paar Gewürzgurken. Und schwiegen uns anschließend im Wohnzimmer an. Ich hatte mich auf der Ofenbank mehr oder weniger bequem eingerichtet und der Kater auf meinem Schoß. Felix lag zu Füßen seines Herrn und seine Pfoten zuckten im Schlaf. Das einzige Geräusch kam vom prasselnden Feuer. Ich fuhr mit den Fingern durch das Fell, wieder und wieder, weil ich nicht wusste, was ich sonst tun sollte. Dabei fühlte ich mich dermaßen unwohl, dass mein ganzer Körper kribbelte. Es verging eine gefühlte Ewigkeit, in der ich mich nach einem Fernseher, meinem Laptop oder zumindest einem Handy sehnte. Nicht mal ein Buch konnte ich entdecken. Ich gab mein Bestes, Johannes nicht

„Da lehnte der Kerl einfach in seinem Sessel, nippte an einer Flasche Bier und wirkte so ruhig, dass es mich rasend machte“

anzustarren, was mir zunehmend schwerer fiel. Da lehnte der Kerl einfach in seinem Sessel, nippte an einer Flasche Bier und wirkte so ruhig, dass es mich rasend machte. Ich erging mich in Überlegungen, ob Langeweile etwas Anerzogenes oder eher eine Folge dauerhafter Reizüberflutung war. Ich lauschte dem Schnurren des Katers, mit dem er meine Streicheleinheiten würdigte. Ich starrte Löcher in die Luft und zählte die Deckenbalken. Dann spürte ich scheinbar übergangslos die Daunendecke auf der Haut. Feste Hände stopften die Enden um meine Füße und ich driftete in einen lautlosen Traum.

Am Morgen fand ich mich allein im Haus und wunderte mich nicht mal darüber. Beim Versuch, den Ofen anzuzünden, scheiterte ich auf ganzer Linie. Trotz aller Mühe erzeugte ich statt eines prasselnden Feuers lediglich fette Qualmwolken, die mich von einem Hustenanfall in den nächsten trieben. Ich riss das Fenster auf, tankte Sauerstoff und versuchte mit den Händen den Qualm rauszuwedeln. Ich unterdrückte gerade noch einen Schrei, als etwas meine Schulter berührte. Dafür hätte ich dem bärtigen Kerl im Holzfällerhemd um ein Haar eine gescheuert.

„Ich mach das schon.“

Widerspruchslos überließ ich dem Unbekannten das Feuerzeug. Zugegebenermaßen rümpfte ich ein wenig die Nase, als die ersten Flammen züngelten.

„Das hätte ich auch geschafft.“

„Sicher.“ Er lüftete einen imaginären Hut. „Georg.“

Okay, noch so ein wortkarger Eigenbrötler, aber hoffentlich einer mit Ahnung vom Innenleben meines Autos.

„Gott sei Dank.“ Ich schüttelte seine Pranke und zertrte ihn in den Hof zu meinem giftgrünen Kleinod. Dann beobachtete ich, wie er tat, was eben nur Fachmänner können. Hier rütteln, da wackeln und dabei ein bedenkliches Gesicht machen.

„Und steht die Firma noch?“ Meine ratlose Miene ermunterte ihn zu einer Ergänzung. „Na Sie sind doch seine Nummer zwei.“

Georg verschwand unter meinem Auto, während ich die Info verdaute, dass mein Gastgeber sich als Firmenchef entpuppte. Ich verhaspelte mich in allerlei Erklärungsmodellen, die meine Anwesenheit begründen sollten, erntete jedoch aus dem Dunkel nur Schweigen, das musste in den Genen dieser Familie verankert sein. Georg tauchte wieder auf und rieb die ölverschmierten Finger an der Jeans. „Tja, so schnell wird das nichts.“

Bei einem Kaffee entlockte ich dem Herrn Auto-mechaniker mit List und Tücke einige Informationen. Dass der Gebrauchtwagenhändler mir diverse Kleinigkeiten vorenthalten hatte. Dass Johannes der Mittlere von drei Geschwistern war, eine Firma in Koblenz betrieb und erst seit kurzem hier wohnte.

„Jahrelang hat er sich kaum blicken lassen. Und von heut auf morgen kauft er den alten Hof. Ich glaub wegen Lena.“

Das Röhren des Jeeps unterbrach uns, als es gerade spannend wurde. Johannes öffnete den Kofferraum und zusammen mit Felix purzelten ein Blumenkohl und etwa ein Kilo Stangenbohnen heraus, die sich dekorativ auf dem Pflaster verteilten. Georg hakte seinen Bruder unter, während ich die Bohnen einsammelte.

„Wie geht es ihr?“

„Nichts Neues. Es braucht Zeit, sagt die Ärztin.“ Die Stimmen entfernten sich in Richtung Stall. Meine Neugier im Zaum haltend, zog ich mich in die Küche zurück. Zu meinem Erstaunen brachte ich ein ganz passables Abendessen zustande, das wir, wie sollte es anders sein, in einvernehmlichem Schweigen verzehrten. An diesem Abend stellte ich fest, dass es durchaus seinen Reiz hatte, sich nicht ständig um höfliche Konversation zu bemühen. Ich streichelte den Kater. Ich trank eine Flasche Bier und rülpste. Ich schaute ins Feuer und ließ meine Gedanken schweifen. Ab und zu wanderte mein Blick zu Johannes, der reglos wie eine Statue in dem wuchtigen Ohrensessel saß. Ein Mann we-



niger Worte, der gestrandete Frauen an der Straße einsammelte und ihnen sein Bett überließ. Ich schluckte. „Sag mal, wo schläfst du eigentlich?“

Er deutete mit dem Daumen auf seinen Sessel.

„Oh nein.“ Ich stotterte Entschuldigungen, die er mit einer Handbewegung abtat.

„Georg bringt morgen ein Feldbett mit, dem Rücken zuliebe.“

Wenig später zog ich mich in das Bett dieses wortkargen Fremden zurück. Im Einschlafen begleitete mich der Gedanke an eine Frau namens Lena, die noch Zeit brauchte.

In den nächsten Tagen hatte ich jede Menge Zeit. Johannes verschwand stundenlang ohne Erklärungen. Ich blieb mit dem Kater ohne Namen und dem schlanken Jagdhund allein in einem Haus im Nirgendwo. Gemeinsam erkundeten wir die Umgebung, Felix neben mir und der Rotgetigerte irgendwo im Gestrüpp hinter uns. Die Stille, die mir anfangs beängstigend vorkam, gewann fast unmerklich eine neue Qualität. Ich hörte das Rauschen eines Baches und das Brummen der Insekten.

„Manchmal fühle ich die Erde unter meinen Füßen und rieche den Wald. Und ich weiß, dass ich ganz nah dran bin“

Und vermisste nichts. Es war am Spätnachmittag eines beliebigen Wochentages, als ich so abrupt innehielt, dass der Hund in mich hineinrannte. „Hör doch.“ Felix hechelte und schenkte mir einen skeptischen Blick. Ich lauschte. Und hörte - nichts. Dachte nichts. Ganz ohne mein Zutun waren alle Gedanken verstummt. In meinem Inneren herrschte eine so absolute Stille, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Beinahe jagte mir die Leere Angst ein, so ungewohnt und neu fühlte sie sich an. Ich lief weiter, setzte jeden Schritt so achtsam, als könnte eine einzige falsche Bewegung die Ruhe zerstören.

Es dämmerte bereits, als wir den Hof erreichten, doch der Jeep war nirgendwo zu sehen. Ich zündete ein Feuer an und kuschelte mich in den abgewetzten Sessel, der nach Mann und Hund roch. Ich versuchte mich zu erinnern, wann ich mich das letzte Mal so wohl gefühlt hatte. So eins mit mir. Fast beschlich mich ein Anflug von Enttäuschung, als Johannes später ganz nebenbei erwähnte, dass die Ersatzteile eingetroffen seien.

„Oh prima. Du bist sicher heilfroh, wenn du mich los bist.“ Ich musterte seinen Gesichtsausdruck, der von absolut nichtssagend zu nachdenklich und dann zu einem schwachen Lächeln changierte.

„Nimm dir so viel Zeit, wie du brauchst.“

Ich hätte ihn küssen mögen für diese Worte. Und dafür, dass er kein einziges Mal fragte, was ich denn so mutterseelenallein ohne Handy auf der Landstraße verloren hatte. Und warum ich niemanden anrufen musste. Und weil er einfach in einem Sessel sitzen konnte, ohne etwas zu tun. Ich schluckte meine Gefühlsduselei hinunter und holte uns zwei Bier.

Georg kriegte den Käfer tatsächlich wieder hin. Außer dem Geld für die Ersatzteile akzeptierte er keine Entlohnung, ließ sich aber immerhin zu einem Abendessen überreden. Am Abend quetschte ich Johannes nach dem Lieblingsessen seines Bruders aus. Ich plante ein Menu aus Hackbraten, grünen Bohnen mit Kartoffelbrei und Schokoladenpudding. Als Stille einkehrte, wandten sich meine Gedanken einem weniger erfreulichen Thema zu. Noch immer hatte ich keine Idee, wie es weitergehen sollte. Wie es weitergehen konnte. Eine Weile grübelte ich, erwog Alternativen zu meinem bisherigen Lebensplan und verwarf sie wieder. So oft ich einen Weg ins Auge fasste, landete ich in einer Sackgasse. Ich bemerkte gar nicht, dass ich weinte, bis er meine Schulter berührte.

„So schlimm?“

Jetzt öffneten sich alle Schleusen. Ich brabbelte etwas von übersensibel, doofen Chefs und Kollegen und heulte. Lange. Erst als ein Schluckauf das Schluchzen ablöste, gewann ich eine Idee von Kontrolle zurück.

„Besser?“ Er tätschelte meinen Rücken.

Ich nickte, schüttelte den Kopf und nickte wieder.

„Ist doch alles gut.“ Die gleichmäßigen Bewegungen, mit denen er über meine Wirbelsäule strich, beruhigten mich. Nach und nach lösten sich Stress und Anspannung aus meinen Muskeln und ich erschlaffte.

„Warum muss ich ein solches Sensibelchen sein?“ Ich zog die Nase hoch.

„Was ist schlecht an Sensibilität?“, konterte er.

Ich grübelte noch nach einer Antwort, als sich eine Frage herausmogelte, die ich nicht hatte stellen wollen. „Wer ist Lena?“

Sein Auge zuckte. Ich hätte mir die Zunge abbeißen können. Der Augenblick der Nähe schien verpatzt. Johannes schob mich weg und wollte aufstehen, dann überlegte er es sich anders. „Sie ähnelt dir.“ Er musterte mich. „Gefühlsbetont, unberrschert und ein bisschen chaotisch. Das ist Lena.“ Er fuhr sich mit der Hand durch die Haare. „Meine kleine Schwester ist auch ein Sensibelchen.“

Ich zügelte meine Ungeduld und wartete.



„Vor ein paar Monaten kam sie zu mir. Ich hab nicht mal richtig zugehört. Ein paar kluge Sprüche geklopft. Zu Mobbing gehören immer Täter und Opfer. Sie soll sich nichts gefallen lassen. Sich ein dickeres Fell zulegen.“

„Was ist passiert?“

Er straffte die Schultern. „Sie hat versucht, sich das Leben zu nehmen. Hat den Druck nicht ausgehalten. SMS, E-Mails, Hetztiraden in den Social Networks, das ganze Programm.“ Er rieb sich die Augen. „Du hast einen besseren Weg gefunden.“

„Ich bin weggelaufen.“ Ich rümpfte die Nase, als ich mir diese Wahrheit eingestand.

„Du hast dir eine Auszeit genommen. Um Abstand zu gewinnen und dich zu klären.“

„Wenn man so will.“ Ich sprach ein kurzes Dankgebet für meine Impulsivität, die mich gelegentlich zu unüberlegten Kurzschlusshandlungen trieb.

„Und du?“

„Ich tue dasselbe.“

„Wegen Lena.“

Er nickte, dann schüttelte er den Kopf. „Nur zum Teil. In Wahrheit tue ich es für mich. Ich war so beschäftigt. Da geht ein Mensch, der dir am Herzen liegt, vor die Hunde, und du registrierst es nicht. Was für ein Wahnsinn. Ich habe das Wesentliche aus den Augen verloren und es nicht mal bemerkt.“ Johannes seufzte.

„Deshalb bist du hierhergekommen.“

Er verzog das Gesicht zu einem schiefen Grinsen. „Ohne Internet, Handy und Fernseher. Ich wollte sehen, wie es ist. Ob ich es aushalte ohne die Wunderwelt der Technik.“ Er starrte ins Feuer. „Ich will nicht mehr abgelenkt werden. Ich bin es so leid. Ich will mich auf das konzentrieren, was wirklich zählt, das Wesentliche, was auch immer das sein mag.“

„Und? Klappt es?“

Seine Lippen zuckten. „Manchmal fühle ich die Erde unter meinen Füßen und rieche den Wald. Und ich weiß, dass ich ganz nah dran bin.“

Es war ein friedvolles Schweigen, das den Rest des Abends füllte. Als bräuchten all die gesprochenen Worte Raum, sich zu sortieren.

Am nächsten Morgen erledigte ich zuerst die Einkäufe. Ich stellte fest, dass Felix sich prima auf dem Beifahrersitz des Käfers machte. Und der Hof gar nicht so abgelegen war, wie ich angenommen hatte. Im nächsten Ort erstand ich, was ich zur Vorbereitung meines Abschiedsmahles benötigte. Und noch ein paar Souvenirs, zu denen unter anderem eine Flasche Fensterreiniger und eine Packung Mikrofasertücher gehörte. Anschließend wienerte ich das alte Haus mit einer Begeisterung, die mich selbst erstaunte. Ich putzte und wischte und weil

es kein Radio gab, sang ich eben live. Ich funktionierte zwei Bierflaschen zu Blumenvasen um und arrangierte Mohnblumen auf dem Küchentisch und Sonnenblumen im Wohnzimmer. Bereitede die Mischung für den Hackbraten zu und den Nachtisch. Mit einem prüfenden Rundumblick gab ich mich zufrieden. Ich deckte den Tisch und pffte dann nach Felix für einen letzten Spaziergang. Der Bach murmelte einen zeitlosen Rhythmus und ich passte meine Schritte dem Plätschern an. Sonnenstrahlen erzeugten funkelnde Lichtreflexe im klaren Wasser, die mich faszinierten. Ich hielt an und lehnte mich gegen den Stamm einer alten Eiche. Spürte die warme Rinde im Rücken und den Waldboden unter meinen Füßen. Da plötzlich begriff ich. Es war ganz einfach. Ich plumpste in raschelndes Laub und stieß die Luft aus. Dann überprüfte ich meine Umgebung aus allen vorstellbaren Blickwinkeln. Doch es blieb einfach und es blieb die Lösung. ICH. Es ging nicht um meinen Chef oder die Kollegen. Nicht um Markus. Auch nicht um Geld oder Komfort. Ich musste niemandem gefallen, es keinem recht machen außer einer Person - mir selbst. Meine Wünsche, meine Träume, meine Wahrheit, das zählte. Ich schoss hoch und rannte los, Felix verfolgte mich laut bellend. Wir veranstalteten ein Wettrennen bis zum Waldrand. Dort hielt ich inne, holte tief Luft und kehrte gemessenen Schrittes zum Haus zurück.

Das Essen wurde ein voller Erfolg. Georg und Johannes liefen zu Höchstform auf und übertrumpften sich gegenseitig mit Familiengeschichten. Ich kugelte mich vor Lachen und fragte mich, wo die Anwältin im Hosenanzug geblieben war. Ich gab die Story von dem Terrier zum Besten und prustete. „Passt bloß auf, ich ziehe Missgeschicke an wie ein Magnet. Wehe dem, der dann in meiner Nähe ist.“

„Und ein Sensibelchen bist du außerdem.“ Johannes boxte mich in die Rippen.

„Und du ein Firmenchef, der back to the roots spielt.“ Georg und ich grinsten.

Johannes prostete uns zu. „Auf das Wesentliche. Und dass wir es erkennen, wenn es uns begegnet.“

Ich trank einen Schluck Bier und verabschiedete mich bis auf weiteres von der Idee eines baldigen Aufbruchs. Ich war genau da, wo ich sein wollte.

„Ich trinke auf die Stille. Und auf mich.“

Die Bierflaschen klirrten aneinander, dann kehrte wohlthuendes Schweigen ein.



Salina Petra Thomas geb. 1968 schreibt und veröffentlicht seit 2006. Mit ihren Texten möchte sie berühren und Türen für neue Betrachtungsweisen öffnen. www.wort-licht.de



Die Kopfhorde

Dorothea Schafranek

Alles, was durch diesen Kopf geht, hat mich befestigt, besetzt, wie verschiedene Menschen, die unablässig in meinem Kopf Sätze aussprechen, in Diskussion geraten, herumlaufen wie eine Horde Schauspieler auf einer Bühne, in schweren Mondschuhen auf der Bühne traben, in meinem Kopf traben, und mich von innen her zertreten und zertrümmern und ein Problem nach dem anderen weitertreiben, zu einer Lösung hin. Oder wie ein ganzes Orchester, das ein Stück erst probt, wo noch alle durcheinanderspielen, was scheußlich klingt, schräge Misstöne entstehen, Kopfschmerz, der nie gestillt werden kann. Oft aber ist das Stück, welches sie spielen, prolongiert, wird unzählige Male wiederholt, oft auch in Abhandlung der Tatsachen, als ob sich die Schauspieler im Kopf versprechen würden, andere Worte einfügen als die Tatsachen, auf denen der Diskurs, das Problem beruht. Aber es bleibt alles auf der gleichen Schiene und ist immer dem gleichen Endergebnis ausgeliefert: Es muss zu einer Lösung kommen. Aber in meinem Kopf wird so oft der erste und zweite Akt gespielt, ja eigentlich nur dauernd wiederholt, das Problem wird gewälzt, ohne jemals einer Lösung nahezu kommen. So als ob es in mir ein eigenartiges Verweigern geben würde, das sehr gern in den Sumpf hineinspringt, dort herumplatscht, sich schrecklich beschmutzt, trotzdem aber dort verbleibt, verweilt, ohne den geringsten Ausweg, ohne die breite Straße zu besteigen, die mitten hindurchfährt und mit einem Schritt zu erreichen wäre, indem das Licht abgeschaltet, und die Schauspieler verschwinden wie ihre Worte. Still liegt das Theater, das Gehirn da, alles ist gebannt, was stört in meinem Kopf. Ich stehe auf der mitten hindurchführenden breiten Straße der Stille, wo alles Geschwätz, vor allem das in meinem Kopf, still geworden ist, in einem Augenblick ausgeblendet, als ob nie ein Problem vorhanden gewesen wäre, abgesichert in der Stille des eigenen Kopfes, mit nur einer Bewegung, die Hand greift zum Schalter und dreht das Licht ab. Alles ist still, alles ist ausgeblendet, nichts ist mehr wichtig. Kein Problem braucht eine Lösung, alles ist klar und frei im Leben, um es jetzt überhaupt zu erleben. Dieses Jetzt, das so schnell sich verflüchtigt, unentwegt am Vergehen ist, wird so wenig beachtet, weil es in meinem Gehirn immer so ein Trippeln gibt, dem ich nie Herr werden kann, weil

ich den Mechanismus noch nicht durchschaue, wo diese Horde, dies fahrende Volk, immer wieder so leicht einziehen kann, als wäre ich die ewig offene Wartestelle, die sonst leblos, wie tot daliegt und erst zu leben beginnt, wenn sie bevölkert wird und erst dadurch Lebensberechtigung in sich spürt. Vor allem, da ist jetzt viel Energie, die im Gehirn tobt wie rasender Applaus und mich von innen her zerschlägt, ohne dass ich es verhindere, ja selbst die Programme wie die Stücke schreibe, Dichter, Schauspieler, Regisseur jeglichen Stückes bin, das ich so dauerhaft in meinem Kopf bearbeite, wortmäÙig wie auch in eigenartiger Spielleidenschaft, zu meinem eigenen Schauspieler werde, auch noch in allen Rollen, die einfallen, keiner verlegen oder abhold. Da ist alles da, vom König, Richter, Mörder, Gehenkten, von der Madonna zum Täter bis zum Verräter. Keine Rolle ist mir zu minder, um nicht in die abgetragensten Klamotten hineinzusteigen und noch mal, unzählige Male wieder zu beginnen, ganz von vorne, aber nie ein zufriedenes Publikum hinterlasse, das ja auch ich selber bin, weil das Stück ja immer am aufregendsten Teil abbricht und mich so unbefriedigt zurücklässt, wie es nur möglich ist, immer kurz vor dem Orgasmus der Geschlechtsakt abgebrochen wird, da bleibt so ein Vakuum, so ein unbefriedigt Sein zurück, das



Bild: Göttin, Silvia Ehrenreich



kein Endergebnis einer Lösung oder Abschluss ermöglicht.

Es spielt sich immer in der gleichen Form ab, so kann es endlos laufen, es wird auch nie abgesetzt, weil es schon alle gesehen haben, aber anscheinend habe ich so viele Leute in mir, die es antreiben, immer wieder antreiben, aber alle nie zu einer Lösung kommen wollen, einfach nur herumkriechen, in kleinen Kreisen, immer in denselben Kreisen, freudlos, Neues wird sorgsam vermieden, denn darin könnte die Lösung auftauchen. Nein, da schon lieber mitten im Problem stecken bleiben. Armer geschädigter Kopf, durch andere Menschen, nein durch sehr nahe Menschen, Freunde, Familie sind der beste Boden für die größten Schandtaten, die abgehandelt werden müssen und schmerzhaft im eigenen Sein den einzigen Zielpunkt haben, wo sie aneinanderprallen sollen, dass es nur so kracht, zwischen den Zähnen, als würden alle zermalmt. Aber wieder kein Applaus, kein erleuchteter Abgang, ein ewiges Getrappel unzähliger Füße durch den eigenen Kopf, ein ewiges Geschwätz ohne Lösungswillen, nur meist ein strenger Richter, der immer schnell zur Stelle ist, genau hineinsticht, wo der Schuldige zu finden ist, und alle diese Rollen, besetzt mit den Stimmen der Freunde, Familie, können rigoros verurteilt werden, dazu reicht es immer, auch schon mitten im Drama ein Hineinsehen, aber niemals gibt es ein Dahintersehen.

Warum denn dieses Stück im Kopf sich inszeniert und wie oft mit den gleichen Personen? Ja eigentlich immer mit den gleichen Personen, und fällt durch Zufall eine der Personen aus, weil zwischen den Beteiligten Funkstille eingetreten ist, weil sie sich absolut nichts mehr zu sagen haben, ja dann wird ganz schnell eine neue Person in den Bannkreis gezogen, die nach kurzer Zeit, unmissverständlich, die gleiche Rolle übernehmen kann und das gleiche Stück im eigenen Kopf in Szene bringt, dass es läuft wie gehabt. Weil es mit jeder Person an den Punkt kommt, der nur die eigene Dunkelheit zeigt, und wieder in den Sumpf einführt, und noch immer kein Ausweg in Sicht, außer, wenn plötzlich der Tod die kalte Hand auf mein Herz legt und das grelle Licht aller Scheinwerfer, das immer nur die anderen beleuchtet, grell ausleuchtet, und alles verlischt mit mir, weil das Leben nicht mehr mit ansehen kann, wozu ich es benutze. Dies kostbare Leben, dessen Augenblicke so voll sind, voll Wonne und Freude, und es bäumt sich auf gegen mich, verschlingt mich, weil ich mich verrannt und versündigt habe. Aber nicht gegenüber einer Religion, sondern dem Leben gegenüber, das eine Sprache spricht, die so leise ist, dass

sie so leicht zu überhören, aber die Verwunderung darüber, wenn die kalte Hand am Herzen spürbar, der Atem, die Seligkeit selbst sich abstellt, ja aushaucht im letzten Seufzer, dann werde ich wissen, einen schmerzhaften Augenblick lang, was ich verschenkt an Zeit und unzähligen Möglichkeiten, was ich falsch gemacht, das sinnlose Zermartern des Gehirns, das Denken, das alles so leichtfertig zerhackt und für nichts gut ist, außer um Taten auszuführen, aber was tut es?

Ja wenn ich die Stücke bis zu Ende durchgearbeitet und mich selber durchleuchtet, als Schuldigen aufs Podest gestellt hätte und genau hingesehen, was Tatsache war, dann hätte es genügt das Drama, das immer ein Schwank oder eine Humoreske, nur wenige Male zu spielen, dann wäre mein Gehirn wieder frei gewesen für andres, für Tatsachen und Erkenntnisse, die das Leben bereichern und leichtfüßig weiter tragen. Aber all diesen Mist wie den ewigen Augiasstall unentwegt auszumisten, wo es doch nur eine Arbeit unter den zwölf gewesen wäre, die der Mensch auszuführen hat, nicht andauern, nur die eine der zwölf Plagen, wie die Mythen der alten Griechen erzählen, die noch immer unter meiner Haut liegen, und wieder und wieder, wie Sisyphos selbst, den Stein, wenn er vom Berg gerollt, wieder hochrollen muss. Eine sinnlose Arbeit, nichts ist damit ausgeführt, nichts ausgeräumt aus meinem Kopf, die alten Mythen tanzen vor mir, in meinem Kopf, ohne dass ich mich zur Wehr setzen kann, wie lange meine Odyssee auch andauert, es gibt kein Heraustreten, da der Gesang der Sirenen so verlockend mich anzieht, ohne dass ich mein Boot wenden kann, gefangen im eigenen Körper und all den Vorgaben der Mythen, aber vielleicht nur auf diesem Planeten. Danke, Tod, es wird Zeit einen neuen Stern anzusteuern, ja eine neue Galaxie, weit draußen im All, wo nichts mir folgen kann, was mich auf dieser Erde so befestigt, völlig verrückt gemacht. Na ja, der Clown mit der roten Nase, den konnte ich nicht umgehen, das war die ausdauerndste Rolle in meinem inneren Geschehen, die ich unablässig ohne zu verzagen nach außen getragen, dachte sie.



Dorothea Schafrank, geboren 1938 in Wien, Dekorateurin, seit 1964 selbständige Werbegestalterin. Beginn des Schreibens, Hermann Schürer veröffentlicht Gedichte in „FREIBORD“, schreibt Lyrik und Kurzgeschichten, hat in zahlreichen Anthologien und Zeitschriften Texte veröffentlicht, 1983 Verleihung des Theodor Körner Preises für Literatur.



LIEBE TOTE DER ZUKUNFT!

A Christian Schreibmüller

Liebe Tote der Zukunft! In Gräbern und Urnen seid ihr dereinst freilich Großmeister der Gleichgültigkeit. Alles habt ihr gemeistert – für euch. Die Industrieleistung vervielfacht, Technologien erschaffen, deren Effektivität man nur einer fernen Zukunft zugetraut hätte. Während eurer Lebenszeit habt ihr sogar die Zahl der lebenden Menschen verdreifacht. Ebenso Strahlenbelastung und Umweltvergiftung.

Liebe Tote der Zukunft, als Einzelne werdet ihr euch wohl bereits heute für nichts von alldem verantwortlich fühlen, was ihr als unausweichlichen Kollateralschaden einer radikal technologischen Entwicklung betrachtet. In euren zwar nicht wohnlichen, doch teuren Särgen werdet ihr endlich jene hohe Kunst des Weghörens beherrschen, die ihr als blinde Passagiere des Raumschiffs Erde gerne hättet, kommt euch doch ständig jene neuro-elektrische Reaktion in die Quere, die ihr ungern Gefühl nennt.

Drohendes Unheil bereits überdeutlich zu ahnen und trotzdem Warnungen als Panikmache herunterzuspielen, wird in der Rückschau unfassbar zynisch erscheinen, wenn Hunger und humangenerierte Katastrophen dann nicht nur ein paar Millionen Menschen dahinraffen, pro Jahr, sondern Hunderte Millionen. Wer beweisbar Mitschuld daran trägt und das Glück hat, im Gefängnis zu landen, wird vor der Lynchjustiz eine Weile sicher sein. Ehemals Reiche und Mächtige werden sich noch um einen Knastplatz prügeln, fürchte ich.

Die große, rettende Vernunft der Aufklärung wird dann so pervers missbraucht und diskreditiert sein, dass fürchterliche Rückfälle in den Irrationalismus noch mehr Opfer fordern werden als atomare Hi-Tech-Kriege. Leider benützen jene, die geistig am liebsten hinter die Steinzeit zurückfielen, nicht bloß Faustkeil, Pfeil und Bogen. Bombenflugzeuge, Maschinengewehre, Granaten und Panzer, erfunden von Ungläubigen und deren gottferner Rationalität, müssten sie ja eigentlich als Teufelszeug verdammen. Ja, wie können sie denn überhaupt glauben, dass diese Waffen funktionieren, die einem Wissen entspringen, das sie als dummen Frevel verdammen? Und doch: Sie morden modern. (Ein vielleicht nicht zufälliges Anagramm!)

Zu den humangenerierten Naturkatastrophen, Ozonloch, erhitzte Meere, Klimakollaps, Polkap-

penschmelze, kommen also auch geistige und mentale Katastrophen. Ich selbst werde höchstens die ersten Fanfarenstöße dieses Jüngsten Gerichts erleben. Doch auch wer nur diesen Auftakt zum großen Finale mitbekommt, wird nicht ins Grab sinken mit einem egozentrischen „was bin ich froh, dass es mich nicht mehr trifft“. Nein, Vielen wird bewusst sein, dass hier nicht nur die Welt ihrer Kinder mutwillig zu Grunde gerichtet wird, sondern etwas weithin im Weltall Einmaliges. Denn wer weiß, ob, in der riesigen Galaxis von mehr als hundert Milliarden Sonnen, zur Zeit auch nur drei hoch organisierte Zivilisationen existieren. Welten, die so schön, so wunderbar sind, dass sie Wesen hervorbringen mit höherer Intelligenz als Wölfe oder Affen. Wesen, die, durch Verkettung spaßiger evolutionärer Zufälle, ein Zeichensystem wie die Sprache schaffen und Denken und Wissen explosionsartig steigern können.

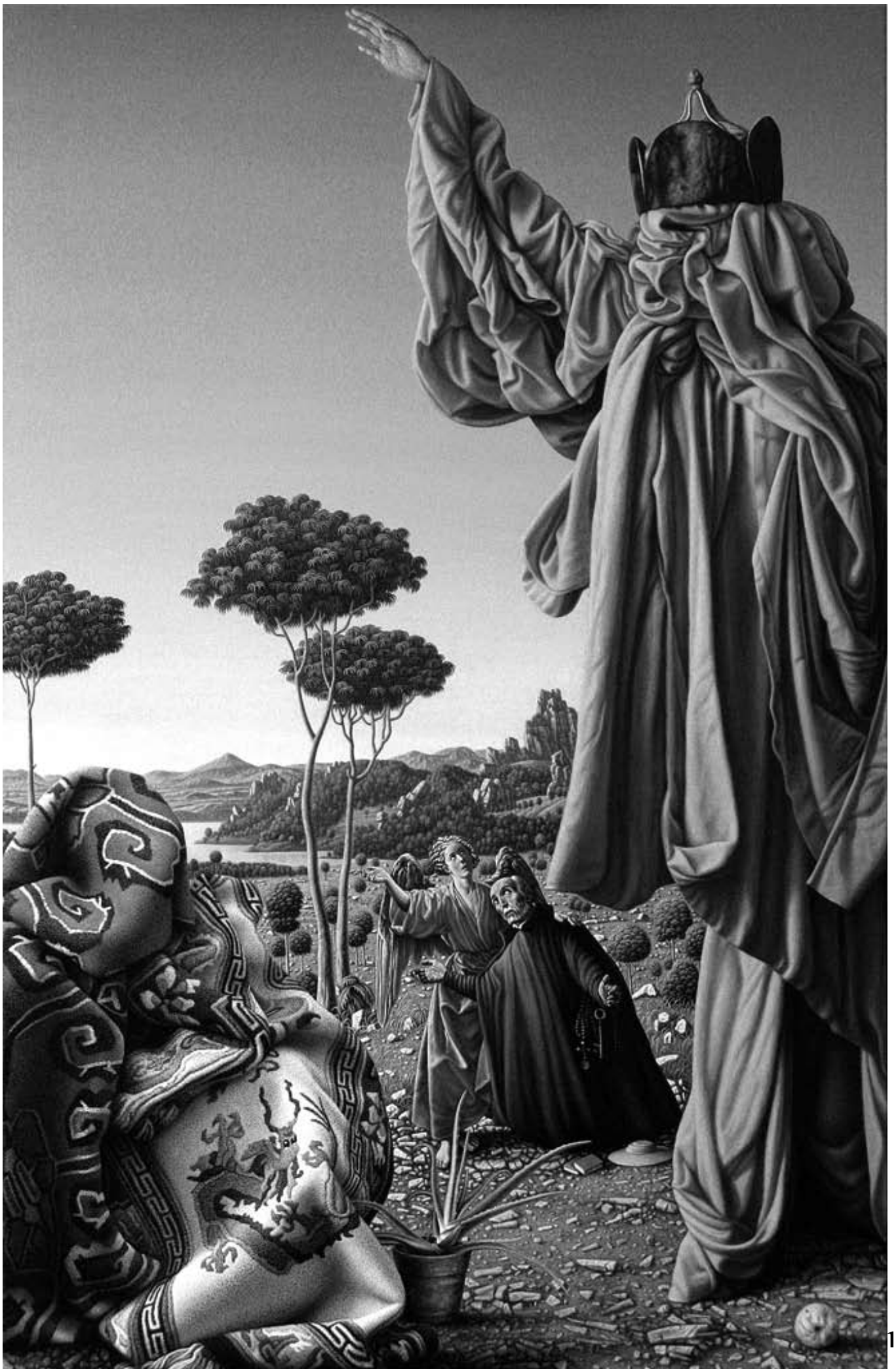
Liebe Tote der Zukunft! Hier wird so ziemlich das Großartigste des gesamten Weltalls vernichtet. Ganze Landstriche, Inselreiche versinken im Meer, halbe Völker fliehen oder ertrinken. Tausende staunenswerte Tierarten, die sich in hunderten Millionen Jahren entwickelt haben, werden jährlich ausgerottet. Und auch wir werden bald nur noch nach Luft japsen. Ich will sehen, was ich für Sie alle noch tun kann.“

Soweit die letzte Rede des Diktators der Erde, ehe er, damit es nicht über Jahrhunderte qualvoll unsachgemäß geschehe, einen Monat später, „nach bestem Wissen und Gewissen“, alles Leben der Erde auslöschen ließ und damit auf einen Streich die Toten der Zukunft zu zeitgenössischen Toten machte. Was der Zeit als solcher übrigens wurscht war.

PS: Der Ghostwriter dieser Rede wurde, noch knapp vor der endgültigen Auslöschung, standrechtlich erschossen.

Christian Schreibmüller, *1949, Autor, Fotograf, Filmer, Schauspieler und Journalist. Bildband über Sizilien (1997, Hugendubel München), Lyrikbände: „Phantasiedehitze“ (1993, Vido) und „Kannibalenromanze“ (2012, Edition Tarantel) Hersg. der Anthologien „Ungehaltene Rede“ (2008) und „Existenz und Renitenz“ (2011), Edition Klopfschrei.





MEINE FREUNDE!

In das kühle Gesicht
des Mondes
flüstere ich meine Ängste,
den blinkenden Sternen
vertraue ich meine
Träume an,
in das leuchtende Rund
der Sonne
male ich meine Wünsche,
über die blühende Erde
breite ich meine Liebe.
Dem wehenden Wind
übergebe
ich meine Sorgen,
und auf die brausenden
Wellen des Wassers
lege ich meine Hoffnung,
dass die Menschen endlich
der Gewalt abschwören.

Edith-Maria Walter



Drina Wille zum Leben, Sonja Henisch

ZWISCHENGRENZEN

zwischen
Mut und Angst
Wollen und Müssen
Nichtverstehen und Gezwungensein

zwischen
Herz und Verstand
Lieben und Hoffen
Freund und Feind

zwischen
Generationen
Völkern
und Religionen

werden Grenzen gezogen
sichtbar und unsichtbar
aus starren Gedanken
blutigen Stacheln
durchsiebtem Fleisch

Grenzen
im Kopf
auf der Straße
und im Alltag

Grenzen
Fronten
Waffen
menschengemacht

Hass
Neid
und Gewalt
menschengemacht

Mensch
wo bleibst du?

Elisabeth M. Jursa

Elisabeth M. Jursa

Graz; lebte mehrere Jahre in afrikanischen und asiatischen Ländern sowie auf einem Segelboot; 4 Buchveröffentlichungen; diverse Beiträge in Literaturzeitschriften und Anthologien



Ein Blättlein (ganzheitlicher) Ästhetik

(Extreme, Exkremente, Experimente – Moderne Kunst und ihre Folgen)

Manfred Stangl

Der Glaube ans „Neue“ als Kriterium für Kunst und Literatur existiert seit einem kunstgeschichtlich recht kurzen Zeitraum.

Ernst H. Gombrich verortet den Übergang von gültiger künstlerischer Regel zum Neuen als Prinzip im frühen 19. Jahrhundert – sieht Heinrich Heine und Baudelaire als die Protagonisten der Entwicklung.

Meiner Meinung nach bewirkt auch Nietzsches Forderung der Relativierung aller Regeln, die er in erster Linie gegen die christliche Moral setzte, einen „Fortschritt“ in der Kunst.

Die Idee des Neuen passt Kunst an die Naturwissenschaft an. Der Fortschrittsgedanke gilt universal: James Joyce mathematisiert Literatur in Ulysses, Arnold Schönberg inthronisiert die Mathematik zur Herrscherin der Musik; nach Kandinsky ereifern sich die Suprematisten im Malen grüner Dreiecke und roter Kreise und verherrlichen die Geometrie.

Heute beengt diese Neuigkeitsklausel Kunst erstickend. Die Ergebnisse muten oftmals un-sinnig an, da Sinne, Emotion, Körperlichkeit in der Moderne Kunst (die ein Projekt des männlichen Prinzips darstellt) zugunsten von Abstraktion und Kopfzentriertheit verdrängt oder gar bekämpft werden. Etwa sei etwas dann große Kunst, wenn von einem Dach aus ins Innere einer Kunsthalle Objekte in oben offene Vitrinen fallen gelassen werden und dabei der Besucher auch noch durch Tonelemente involviert ist (Selfies macht oder so) ... - geschehen bei einer Eröffnungsveranstaltung des Steirischen Herbstes – die Initiatoren fasseln von Aufsprengrung der Kunstgattungsgrenzen: Installation, Ausstellung, Aktionismus würden hochgeistig ineinander übergehen – der staunende Laie sowie der ganzheitliche Künstler denken dabei bloß: Welch Schwach-sinn.

Die Geburt der Moderne Kunst wird oft in den Jahren um 1900 festgemacht. Doch bereits hundert Jahre zuvor beklagte Friedrich Schlegel in seiner Vorrede zum „Studium der Griechischen Poesie“ das Überhandnehmen des Besonderen, Abstrusen, Monströsen in der „modernen Literatur“. Es sei die Folge einer aufs Ich zentrierten Geisteshaltung, die das Extreme fordert, das Einzelne über die Gesamtheit stellend.

Extreme, Experimente, Exkremente – so ließe sich polemisch der Werdegang der Moderne Kunst beschreiben: Nach der Auflösung des klassischen Schönheitsideals (der Renaissance), auch der ganzheitlichen Kunstkonzeption Goethes und der Aufkündigung des Zusammenhangs von Ethik und Ästhetik (was Franz Schuh als einen Aspekt moderner Kunst versteht) landen wir endlich bei den Young British Artists, die mit Vorliebe Verdauungsvorgänge thematisierten. Bereits Gottfried Benn ließ die Aster aus den Gedärmen einer Leiche erblühen – jedoch weniger im Sinne des aus dem Sumpf ragenden Lotos buddhistischen Denkens, sondern in der fanatischen Hinwendung der Moderne zum Negativen, Dunklen, Schmutzigen, Perversen, Kaputten, Verfallenden oder eben der Auflösung alles Körperlichen in der Abstraktion (wofür es ja zuvor der Verwesung des Leibes bedarf).

Kafka und Trakl leisten entscheidende Beiträge zur österreichischen Moderne – die Gräuel des ersten Weltkriegs, der Zusammenbruch der alten Weltordnung löst Entsetzen und Chaos aus – kafkaeske Zustände –, die Krux bei der Sache: Mit der Verabschiedung der alten Ordnung, mit der Abdankung der Monarchen und des sie stützenden Klerus werden als neue geistige Instanzen Wissenschaft und Kunst inauguriert, wie Kant in seiner berühmten Schrift: „Die Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“ einfordert. Die Priesterklasse hätte kein Recht von göttlichem Wissen zu schwafeln – auch sie müsse sich den Gesetzen und Erkenntnissen der Naturwissenschaft beugen. Auf die Entmachtung der alten Götter folgte die Absolut-Setzung des Ich, einerseits nachvollziehbar, andererseits bedenklich in den Folgen aufkommender Hybris im intellektuellen, technologischen und chemischen Größenwahn der Menschheit. Die Rolle der Schriftsteller und Künstler dabei ist eine höchst fragwürdige.

Letztendlich muss resümiert werden: Der heutige Künstler/Schriftsteller ist der Propagandist der Ich-Vergottung, die im Zuge der Entleerung der Himmel und der Entvölkerung der Erde von Faunen und Feen allumfassend um sich griff. Der geistige Überbau der Moderne Zeit wird von den Prophe-



ten des Fortschritts in Kunst und Literatur gestellt, die (wohl meist ohne es zu wissen) zur inneren und äußeren Ausplünderung der Ressourcen beitragen.

Kant würde sich im Grab umdrehen, wüsste er von den neuen Machthabern unserer Welt: Wie einst der Klerus die Autorität der Könige über die Bauern vermittelt göttlichem Recht legitimierte, verschafft heute die Wissenschaft (zu 90% im Privatbesitz) den Saatgut(manipulations)konzernen die Herrschaft über die von ihnen abhängigen Bauern, die Kontrolle über unsere Lebensmittel und damit über uns.

Die klassische Moderne hat dennoch ihre geschichtliche Relevanz. Der Surrealismus ereifert sich für die Fantasie, um die bürgerliche Geschäftslogik zu entwerten, der Fauvismus stemmt sich farbprächtig gegen das Grau der Fabrikschlote, der Expressionismus stülpt das wütende oder verletzte Innere nach außen, spätestens mit dem Dadaismus jedoch übernimmt das intellektuelle Spiel mit den Dingen, mit der Welt die Kontrolle übers Geschehen – und der Surrealismus feiert die Fantasie im Sinne einer Realität neben der Welt, die in Verbin-

„Kant würde sich im Grab umdrehen, wüsste er von den neuen Machthabern unserer Welt“

dung mit modernistischen Strömungen zur Abgehobenheit von der Welt wird, zu Nihilismus und Abstraktion.

Der experimentelle Künstler oder Literat von heute bedient sich gern am Fundus der klassischen Moderne. Christian Saehrendt und Stehen T. Kittl zeigen in ihrem Buch „Das kann ich auch – Gebrauchsanweisung für moderne Kunst“ die Methoden auf, mittels derer heute Kunst geschaffen wird. Sie verweisen auf die Codes Moderner/Postmoderner Kunst, die Stil und ästhetisches Prinzip abgelöst haben, die jedoch in jedem Kunstwerk vorhanden sein müssen, damit Fördergeber, Galeriebesitzer und Förderstellen beim Land und in den Städten gleich wissen, ob sie Kunst betrachten oder Kitsch (oder „Rückständiges“ wie spirituelle Literatur ...).

Die Codes, die in Moderner Kunst für sich sprechen, sind u.a. die Mystifizierung, das Spiel mit dem Zitat, die Überbetonung der Idee, das Aufblasen des Titels des Werks, der experimentelle Charakter, das konzeptuelle Getue ...

Wolfgang Ullrich schwärmt in „Tiefer Hängen“ von der Postmodernen Kunst, die den Absolutheitsanspruch und die Überlegenheitsfantasien Moderner Kunst überwindet, übersieht aber den Allmachtsgestus der Postmoderne, die sich quasi selbstrelativierend mit dem Satz „Nach mir kann es keine andere Kunst geben“ Betonrealität stiftend verabschiedet. Und nun wundert sich alles, warum es keine Literatur oder Kunst gibt, die interessiert, außer halt die zig-tausend Kunst/LiteraturstudentInnen, die von den Kulturredaktionen der Zeitungen und der Kulturmontage im ORF hören, was denn nun sehens- und kaufenswerte Kunst respektive Literatur sei.

W. Ullrich glaubt, dass Postmoderne Kunst die Hierarchien des männlichen Prinzips sowie deren Machtphantasmagorien abschaffen würde – allein, jeder einzelne gibt sich als allmächtig in der postmodernen Zeit – unzählige Einzelabsoluta stehen starr da und kommunizieren nicht miteinander, um ihre Dominanzansprüche gar nicht auskämpfen zu müssen: zumindest siehts so in den Kulissen dieser Welt aus. Das Weibliche kehrt jedenfalls mit der Postmoderne nicht zurück in die Kunst. Auch nicht mit jungen Frauen, die über schmutzige Klobrillen und seelenlosen Sex schreiben, der so schlimm nicht sei. In die Kunst/Literaturehrenhallen lässt Mann den pervertierten Typus der patriarchalisierten Frau einziehen – der die männliche Sichtweise bedient, wenns geht aber sonst nicht allzu viel anrührt.

Das weibliche Prinzip kommt in ganzheitlicher Kunst zum Ausdruck. Wo Erde und Himmel, Bäume und Menschen gewürdigt werden – Emotionen, Intuition, Spirituelles Geltung haben und Liebe, die nicht nur Sex oder Manipulation meint.

Ganzheitliche Kunst arbeitet mit ganzheitlichen Stilmitteln und ästhetischen Prinzipien, die aber der wahrhaft ganzheitliche Künstler/Autor, Künstlerin/Autorin von sich aus anwendet, ohne eine ganzheitliche Ästhetik gelesen haben zu müssen, was beweist, dass es eine Strömung gibt, einen unübersehbaren und gültigen Weg aus den Dilemmata der Modernen Welt und Kunst heraus.

Der/Die Einhorn- und Engelmaler/in, Engelflüsterer sowie der Salzsteine und deren Karma beschreibende Autor müssen sich allerdings ernsthaft fragen, ob sie wirklich Talent für die Kunst haben – es ist nicht notwendig, was Besonderes zu sein, Dichter, Maler ...: sein allein reicht bereits. Glückliches Leben hat nichts mit Erfolg zu tun ... - mit „naiver Kunst“ schon gar nicht ...



Das Handwerk des Analyisten

Peter Oberdorfer

Übrigens übertreibe ich nicht, wenn ich sage, dass ich es hasse, mich handwerklich zu betätigen. Aus irgendeinem Grund weigert sich mein Gehirn seit je, die banalen Zusammenhänge, mit denen derlei Arbeit zu tun hat, zu verstehen. Ich bin in der Research-Abteilung einer der größten Banken des Landes vor allem mit volkswirtschaftstheoretischen Fragen beschäftigt. Viele tun so, als sei das alles reiner Humbug, aber das hängt damit zusammen, dass es bei uns in Mitteleuropa eine nur sehr schlecht entwickelte Kapitalmarktkultur gibt. Die Leute verstehen nichts von diesen Dingen, haben Angst um ihr Geld und wittern überall Betrug. Dass die Daten, die in den Finanzmärkten und Volkswirtschaften der Welt erhoben werden, zu komplexen, atemberaubenden Theorien verwoben werden können, in denen sich die Gesamtheit unseres Daseins, seine materiellen, psychischen, ja wenn Sie so wollen, auch seine seelischen Aspekte manifestieren, das begreifen nur wenige. Insbesondere Monika, meine Frau, aber auch meine Freunde haben wenig Verständnis für das, was ich mache - einen ausgenommen. Auf den komme ich später zurück.

Zuerst muss ich kurz von Reinhard erzählen. Er ist mit Claudia verheiratet. Die beiden wohnen schräg gegenüber in einer Jahrhundertwende-Villa. Claudia ist eine bezaubernde Frau und eng mit Monika befreundet. Aus diesem Grund habe ich mit Reinhard viel mehr zu tun, als mir, ja ich muss es ehrlich sagen, lieb ist. Reinhard ist natürlich schwer in Ordnung, wirklich ein netter Kerl einerseits, andererseits: na ja. - Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, dass in Drogerien und Apotheken nur Leute arbeiten, die fast lächerlich gesund aussehen, so gesund, als seien sie unfähig, auch nur ein einziges Mal über die Stränge zu schlagen, als seien sie regelrecht zu vernünftig für das Leben? Reinhard ist genau so einer, ein Apotheker, dem hier draußen in der Vorstadt gleich mehrere Läden gehören. Alles geerbt, die Villa auch. Er hat mehr Geld als ich und fährt einen Golf. Denken Sie einmal an das Geräusch, das eine Autotür macht, wenn man Sie zuwirft. Ein Golf klingt banal, hölzern, während sich das Klacken des Schließmechanismus eines Jaguar weich und angenehm ins Ohr schmiegt. Das sind Unterschiede! Unterschiede in der Lebensqualität. Auch die Schönheit der Walnussholzmaserung auf dem Armaturenbrett meines Jaguar hat mit Lebensqualität zu tun, wie überhaupt der gesamte

Luxus, den man sich leisten kann, wenn man das Geld dafür hat, den Sinnen schmeichelt, sie verfeinert, den Menschen gewissermaßen anhebt, ein Stück weiter nach oben bringt in seiner kulturellen Existenz, seiner Menschlichkeit. Hat sich nicht die ganze europäische Kultur aus aristokratischem Snobismus heraus nach oben geschraubt? Reinhard hat dafür keinen Sinn. Ihm wurde von seinen Eltern eine pathologische Sparsamkeit anezogen, eine asketische, absurd gesundheitsbewusste Lebensweise, die darin besteht, dass er an seinem Leben geradezu vorbeilebt. Er kauft Wein für fünf Euro die Flasche, billigen Tischwein! Nicht ohne Geschmack, nicht ohne eine fruchtige Süffigkeit, das gebe ich zu, aber so charakterlos! Er tischt uns immer diesen Wein auf, wenn wir bei ihm eingeladen sind, und nippt den ganzen Abend an einem einzigen Glas herum - als handle es sich dabei um eine seltene Köstlichkeit! Aber Reinhard ist, wie gesagt, schwer in Ordnung, grundehrlich und unendlich hilfsbereit. Ich weiß übrigens, dass seine Frau, die in einer seiner Apotheken arbeitet, mich mag. Man merkt so was. Wer weiß, was ich mit ihr anstellen könnte. Sie hat sehr glatte Haut und ist immer so gepflegt. Es würde Spaß machen, sie einmal so richtig durcheinander zu bringen. Aber das werde ich nie tun. Nicht wegen Reinhard, sondern wegen meiner Frau, oder eigentlich auch nicht wegen meiner Frau, sondern wegen Melanie, meiner Tochter. Sie ist erst drei und mir das Teuerste auf der Welt. Ich brauch nur an sie zu denken und bin so gerührt, dass ich nicht mehr weiter weiß.

Dann ist da noch unser zweiter Nachbar, Kurt. Er ist ein cooler Typ. Hat sich vor Jahrzehnten mit seiner Familie zerkracht und ist nach Afrika abgehauen. Hat lange in Sambia gelebt, in der Wildnis, an der Grenze zu Simbabwe. Hat dort als Wildführer gearbeitet, Reisenden die Wälder und Steppen gezeigt. Kurt hat alles gesehen, was Sie sich vorstellen können, Löwen, große Elefantenherden, Nilpferde, die Krokodile des Sambesi. Ist in Schießereien mit Wilderern hineingeraten und hat wohl auch eigenhändig ein paar von denen umgelegt. Einmal wurde er von einem Nashorn, einem aggressiven Jung-

Peter Oberdorfer,

geboren in Innsbruck (am Inn). Romane: Kreuzigers Tod (2008), Schweres Gift (2015).



bullen, verfolgt und fast getötet, das ist eine seiner besten Geschichten, mit denen er dich eine ganze Nacht lang unterhalten kann, ohne dass du merkst, wie die Zeit vergeht. Kurt kann erzählen und er schaut aus wie der späte Hemingway, nur rasiert er sich hin und wieder. Er ist das genaue Gegenteil von Reinhard, ein harter Hund, der raucht und trinkt und dir nicht mit Bärlauchcrème-Suppe und Kräutertee daherkommt. Meines Erachtens hat er das viel tiefere Verhältnis zur Natur, als ein Biedermann wie Reinhard es je haben kann. Es gibt allerdings - und das will ich nicht verschweigen - einen Punkt, über den man mit Kurt besser nicht reden sollte. Politik. Im Zuge einer Diskussion über Politik hat er sich nämlich mit Reinhard so zerkracht, dass die beiden nicht mehr miteinander reden. Reinhard sagt, Kurt sei ein Rassist, Kurt dagegen meint, Reinhard habe keine Ahnung und solle sein verdammtes Maul halten. Er habe doch gar nichts gegen die Schwarzen! In Afrika seien die schwarzen Wildhüter seine besten Freunde gewesen, mit denen er wochenlang in einem Zelt geschlafen und alles geteilt habe, alles. Und das seien tolle Kerle gewesen! Furchtlos und stark und tausendmal mehr wert als einer wie Reinhard. Nur die Politik, die sollten sie den Weißen überlassen, sagt Kurt, weil sie davon nichts verstünden. „Das können sie einfach nicht,

„Wir schoben das Tor ein paar Mal hin und her. Es dauerte, bis ich den Mechanismus verstand.“

schau dir doch an, was mit Südafrika passiert ist, nachdem die Schwarzen dort die Macht übernommen haben!“ - Das ist, das muss man schon sagen, ein Standpunkt, der auch mir sehr problematisch erscheint. Aber Kurt denkt eben so. Ich vermeide es einfach, mit ihm über Politik zu reden, denn Kurt ist einer, mit dem ich wirklich gerne ein paar Flaschen Wein trinke. Geld übrigens hat Kurt nur wenig. Ihm gehört ein heruntergekommenes, zwei-stöckiges Biedermeierhaus, in das man mindestens eine halbe Million Euro hineinstecken müsste. Die zwei Substandardwohnungen im oberen Geschoss vermietet er an Studenten und davon lebt er, aber auch darüber reden wir kaum. Wir reden immer von Afrika, von der Wildnis. Ich habe Kurt neulich, nach reichlich Wein, zu erklären versucht, dass die Welt, in der er war, sehr viel mit der Welt, in der ich arbeite, zu tun hat. Dass auch im globalen Kapitalismus gewaltige Kräfte entfesselt, roh und völlig bedingungslos miteinander ringen, dass auch dort, wo man nur sterile Büros, klickende Computer und langweilige Männer im Anzug vermutet, in

Wahrheit eine Wildnis wuchert, die tobt, was, ich glaube, Thomas Hobbes als den Naturzustand des Menschen bezeichnet hat, nämlich der Kampf eines jeden gegen jeden, bellum omnium contra omnes.

Am Morgen nach diesem kleinen Besäufnis, das in Kurts Haus stattgefunden hatte, saß ich verkater auf meiner Veranda. Es war Sonntag und ich fühlte mich wohl. Monika und ich hatten uns in der Früh geliebt, richtig lange, zum ersten Mal seit über zwei Wochen. Unter der Woche hatten wir einfach zu wenig Zeit dafür und am Wochenende kamen Gäste oder war man eingeladen, und so konnte es passieren, dass wir zeitweise ein wenig aneinander vorbei lebten, aber das ist normal unter Eheleuten. Allen geht es so, wie Sie wissen, und bei den meisten ist es viel schlimmer als bei uns. Aber an diesem Morgen, wie gesagt, hatten wir das wieder eingerenkt, und ich trank zufrieden meinen Kaffee und las Zeitung. Bei Reinhard drüben hörte ich eifriges Klopfen. Typisch. Ich versuchte zwischen die Hecken hinüberzuspähen, sah ihn aber nicht. Wahrscheinlich lief er in seinen zerlumpten Arbeitsklamotten wie ein Bauarbeiter irgendwo im Haus herum. Er machte alles selbst und arbeitete genauer als die besten Handwerker. Er konnte wirklich alles, denn in seiner Villa fiel ständig etwas an, und wenn nichts anfiel, dachte er sich etwas aus, das getan werden musste. Bei mir hingegen war es so, dass nicht selten etwas aus den Fugen ging, oder nicht mehr so richtig funktionierte, und ich keine Lust hatte, zu reagieren. Selbst zu arbeiten, kam für mich sowieso nicht in Frage, und Handwerker herzubestellen, herumzukommandieren, zu beaufsichtigen, das lag mir einfach nicht. Am Wochenende wollte ich meine Ruhe haben. Meine Frau jammerte dann manchmal. Im Moment zum Beispiel war mit dem großen, schmiedeeisernen Eingangstor etwas nicht in Ordnung. Die elektrische Winde war schon länger kaputt, aber seit neuestem ließ das Tor sich auch manuell nur mehr sehr mühsam bewegen. Gegen zehn, ich hatte die Zeitung schon so ziemlich ausgelesen und wusste nicht, was ich als Nächstes tun sollte, kam Kurt daher. Sein Kopf war rot und das Haar durcheinander. Wir hatten gestern drei Flaschen Wein geleert, teuren Wein allerdings, und da hatte auch der Kater am nächsten Tag eine feinere Tönung, fand ich jedenfalls. Kurt wollte sich den Rasenmäher ausleihen und stemmte sich gegen das Tor, das ächzend ein Stück zur Seite rollte, aber gleich wieder stecken blieb.

„Jetzt sag einmal, was ist denn mit diesem Ding da los, das kriegt man ja kaum mehr vom Fleck“, rief er herüber.

Er stemmte sich wieder mit seinem ganzen Gewicht dagegen, schließlich gelang es ihm, das



Tor ganz auf die Seite zu schieben. Es quietschte schrecklich. Jetzt stand Monika neben mir.

„Ich kann es alleine schon fast nicht mehr aufmachen. Habe es meinem Mann schon so oft gesagt, aber er kümmert sich einfach nicht darum“, jammerte sie.

Monika mochte Kurt nicht besonders, er war ihr unheimlich. Sie spürte wohl, dass in Kurts Welt für Frauen nicht viel Platz war. Andererseits war es ihr nicht unrecht, dass ich, wenn ich mich schon abends alleine auf den Weg machte, in der Nachbarschaft versumpfte und nicht irgendwo im Inneren der Stadt, wo es viele Verlockungen gab. Für Kurt wiederum war ich wichtig, als einziger Freund, dem er seine Geschichten erzählen konnte, und er hatte schon mehrmals versucht, meiner Frau gefällig zu sein, damit von dieser Seite keine Gefahr für unsere immer häufigeren Zusammenkünfte drohte, und so begann er auch jetzt, sich das Tor anzusehen. Weil Monika und ich gerade so gut miteinander standen, wie frisch verheiratet, und ich dieses kostbare Momentum am Leben erhalten wollte, stand ich auf und schlenderte zum Tor hinüber. Ich beschloss, heute endlich einmal dieses verfluchte Ding zu reparieren. Ich würde Monika - und dem biedereren Reinhard - zeigen, dass auch ich, wenn ich nur wollte, so etwas hinkriegen konnte.

Wir schoben das Tor ein paar Mal hin und her. Es dauerte, bis ich den Mechanismus verstand. Allen Mechanismen und Maschinen haftet in meinen Augen etwas Rätselhaftes an. Sie verbinden eine bestimmte Wirkung mit einer bestimmten Ursache und die Wirkung folgt dann so gewohnheitsmäßig auf die Ursache, dass einem der Zusammenhang selbstverständlich, ja gewissermaßen logisch erscheint, ohne aber dass man die Kausalität wirklich versteht. Bei einem Computer zum Beispiel ist es beinahe unheimlich, dass man sich so problemlos auf der Benutzeroberfläche zurechtfindet, während man von den Vorgängen im Inneren dieses Dings überhaupt keine Vorstellung hat. Auch das Gartentor war mir zunächst ein Rätsel, aber es dauerte nicht lange, bis ich die Konstruktion verstand. Eigentlich war es kinderleicht. Da waren unten die beiden Rollen, die auf einer Schiene liefen, oben hatte das Tor einen Haken angeschweißt, der ebenfalls in einer an den Gitterstäben des Gartenzaunes montierten Schiene hin und her lief, damit es nicht umfallen konnte.

„Also“, sagte Kurt, „ich glaube, dass erstens einmal die Kugellager der Räder nicht mehr richtig funktionieren. Mein Tor hat vier Rollen, deines hat nur zwei, ist aber schwerer. Auf Dauer gehen diese kleinen Dinger unter dem Gewicht einfach kaputt, verstehst du?“ Ich nickte. „Aber das ist nicht das

eigentliche Problem.“ Er schob das Tor ein Stück weit, bis es knarrend stecken blieb, und zeigte auf die Sicherungsschiene, in der der angeschweißte Haken hin und her lief. Seine Finger waren schon ganz schwarz vom uralten Schmierfett. „Schau, der Haken schleift an der Schiene und bleibt manchmal stecken. Da ist die Farbe auch schon abgescheuert, siehst du?“

Ich nickte.

„Klar, die Schiene ist falsch montiert, zu tief“, sagte ich.

„Genau, alles, was wir tun müssen“, befand Kurt, „ist, die Sicherungsschiene ein wenig nach oben zu drücken. Dann kann der Haken wieder schön hin und her laufen und das Tor bleibt nicht mehr stecken.“

Die Sicherungsschiene war allerdings gleich mehrfach an die Gitterstäbe des Gartenzauns angeschweißt, es sah nicht so aus, als ob sie leicht zu bewegen sein würde.

„Soll ich den Vorschlaghammer holen?“, fragte ich.

Kurt nickte. Ich ging ins Haus, kam ins Wohnzimmer, wo unsere kleine Melanie vor dem Fernseher saß und sich einen Barbie-Film ansah.

„Was machst du denn?“, fragte sie mich ernst.

„Arbeiten“, erwiderte ich nicht ohne Stolz. Ja, heute war ich tatsächlich einmal der Familienvater, der das Haus in Stand hielt.

Sie lächelte. „Soll ich dir helfen?“

Es kam selten vor, dass ich ihr etwas abschlug.

„Ähhh, weißt du, da bist du noch zu klein. Da kannst mir später helfen, wenn du willst.“

Sie wandte sich ab und konzentrierte sich wieder auf den Film. Irgendwie tat sie mir leid, wie sie da ganz alleine vor dem Fernseher saß. - Kurz hatte ich aus den Augen verloren, was ich eigentlich wollte, dann fiel es mir wieder ein. Der Vorschlaghammer. Ich lief in den Keller hinab, kramte ihn aus dem Werkzeughaufen hervor und ging wieder hinaus zu Kurt, der sich in der Zwischenzeit eine Zigarette angesteckt hatte. Er stand da, als befände er sich irgendwo in der Wildnis Afrikas, und schaute ins Leere.

„Hmmm“, machte er, als ich mit dem Hammer ankam. Es zeigte sich sehr schnell, dass damit nichts auszurichten war. Die Sicherungsschiene sollte ja ein Stück weit nach oben gebogen oder gedrückt werden, das hieß, dass ich mit dem Hammer von unten herauf gegen die Schiene schlagen musste. Mit dem schweren Ding von unten nach oben zu hämmern, war allerdings unmöglich. Ich kam mir lächerlich vor, wie ich mich da abmühte. Kurt stand daneben und schwieg.

„Warte“, sagte er dann und ging hinüber zu sei-

nem Haus. Ich ließ den Hammer sinken und schaute in die Luft. Es dauerte nicht lange, bis Reinhard daherkam.

„Was machst du denn da?“, fragte er. „Sag aber nicht, dass du das Gartentor reparieren willst. Geht es jetzt gar nicht mehr auf?“

„Es lässt sich schon noch bewegen“, sagte ich, „aber es muss einfach einmal gemacht werden.“

Reinhard kam näher und schaute sich skeptisch das Tor an. Ich befürchtete, dass er sich jetzt gleich einmischen und mir erklären würde, was zu tun sei. Ich schaute so schroff an ihm vorbei, dass er sich zurückhielt. Er wusste, dass ich es hasste, von ihm belehrt zu werden.

„Ich hab mir das Tor schon einmal angeschaut“, sagte er dann zögerlich, „weil Monika mich darum gebeten hat. Wenn du mich fragst, ist das eine einzige Fehlkonstruktion.“

Fehlkonstruktion - das war ein Wort, das Reinhard liebte, denn alles, was nicht mit pedantischer Perfektion geplant und ausgeführt war und dann wie am Schnürchen lief, war in seinen Augen eine Fehlkonstruktion. Auch den Kapitalmärkten misstraute er, ich hatte ihm schon oft erklärt, dass es ohne größeres Risiko möglich war, 10 oder 15 Prozent Rendite im Jahr zu machen, aber Reinhard hatte hinterwäldlerisch den Kopf geschüttelt. Er legte sein Geld auf ein spezielles Sparbuch und bekam gerade mal eineinhalb Prozent Zinsen dafür! Und jetzt schnüffelte er an meinem Gartentor herum. Er schaute mich an, als warte er darauf, dass ich ihn fragte, warum mein Gartentor in seinen Augen eine Fehlkonstruktion sei, aber ich tat ihm den Gefallen nicht. Dann kam Kurt mit einem Brecheisen zurück. Reinhard trat ein paar Schritte zur Seite und verschränkte die Arme. Kurt kümmerte sich nicht um ihn und legte das Brecheisen so zwischen Tor und Sicherungsschiene, dass die Hebelwirkung es ihm ermöglichte, die Schiene mit seinem bloßen Körpergewicht nach oben zu drücken. Reinhard brummte irgendetwas vor sich hin und entfernte sich.

„Wir müssen vorsichtig sein, weißt du. Nicht dass die Halterung der Schiene bricht. Da wo sie angeschweißt ist“, sagte Kurt.

Seine Technik schien zu funktionieren. Er setzte mit dem Brecheisen genau da an, wo die geschweißten Halterungen angebracht waren. Die Halterungen gaben nach und die Schiene bewegte sich nach oben. Jetzt kam Melanie daher. Sie hatte ein wenig Angst vor Kurt, der mit Kindern einfach nicht so gut konnte.

„Was ist denn da?“, fragte sie besorgt und blinzelte Kurt an, der sich mit verzerrtem Gesicht an dem Tor abmühte. Mittlerweile war er ins Schwitzen geraten.

„Der Onkel repariert das Tor. Dann kannst du es selbst auf- und zumachen.“

„Schon?“, sagte sie und lächelte.

„So“, stöhnte Kurt und setzte die Stange ab. „Jetzt müsste es gehen.“

Das Ergebnis der Arbeit war geradezu erstaunlich. Man brauchte das Tor nur mehr kurz anzuschieben, und schon rollte es – beinahe von alleine – auf.

„Jetzt geht dein Tor sogar leichter als meines“, sagte Kurt.

Auch Melanie probierte es und lachte. Jetzt konnte sie tatsächlich das riesige, schmiedeeiserne Gartentor alleine auf- und zumachen.

„Aber nicht spielen“, sagte Kurt mit ernster, donnernder Stimme.

Melanie erschrak und versteckte sich hinter mir. Er lächelte unbeholfen.

„So ein Tor ist nicht zum Spielen da“, wiederholte er, etwas leiser.

In der Zwischenzeit hatte sich der Himmel verdunkelt, und es begann zu regnen. Ich schickte Melanie zurück ins Haus, bedankte mich bei Kurt, der mit eingezogenem Kopf zu seinem Haus hinüberlief, und machte hinter ihm das Tor zu. Mit dem kleinen Finger.

Am nächsten Tag geschah es dann, das Unglück. Alles in mir sträubt sich gegen die Erinnerung. Wissen Sie, grundsätzlich ist es so, dass ich in meinem Job gewisse Freiheiten genieße, nicht zuletzt weil mein Chef, der Leiter der Research-Abteilung, sehr großen Wert auf meine Tätigkeit legt. Ich schreibe die Länderberichte für jene monatlich von uns publizierten Markteinschätzungen, die an all unsere Kunden, hauptsächlich Finanzinvestoren, verschickt werden. In diesen Berichten muss ich auf wenigen Seiten, also auf geringstem Raum, den Zustand maßgeblicher Volkswirtschaften und die allgemeine Gefühlslage in den großen Kapitalmärkten schildern und aus der gegebenen Situation eine Prognose für die Zukunft entwickeln. Wissen Sie, wie schwierig das ist? Ja, ich kann Ihnen im Vertrauen sagen, dass es nicht nur schwierig, sondern streng genommen unmöglich ist, Zukunftsprognosen zu erstellen. Der Aussichtspunkt, von dem aus in die Zukunft geschaut werden könnte - er existiert nämlich gar nicht. Er muss imaginiert werden, damit wir den Leuten irgendetwas in die Hand geben können, das ihnen das Gefühl gibt, etwas zu wissen, etwas zu haben, auf das sie ihre Kaufs- und Verkaufsentscheidungen stellen können. Ich weiß, dass es viele Fondsmanager gibt, auch bei anderen Banken, die sich meine Einschätzungen besorgen. Auch im Ausland wird das, was ich schreibe, mit dem allergrößten Interesse gelesen. Weil ich nun



hauptsächlich damit beschäftigt bin, Informationen zu absorbieren, bis sich das Gehörte, Gesehene, Gelesene zu einem Gesamteindruck, einem Stimmungsbild verdichtet, besteht eigentlich nicht die Notwendigkeit meiner ständigen Anwesenheit im Büro. Ich kriege die großen Zeitungen ins Haus geschickt, stehe früh auf und verbringe erst einmal die Morgenstunden damit, diese zu studieren. Dann schaue ich im Internet, wie die Börsen in Japan und in Australien gelaufen sind und erst, wenn in Europa der Handel losgeht, mache ich mich auf den Weg in die Bank, um von dort aus meine Beobachtungen fortzusetzen.

Am Montag nach der Reparatur des Gartentors war zunächst alles wie immer. Tokio und Sydney liefen nicht besonders gut, geringes Handelsvolumen, Nervosität, Seitwärtsbewegung. Weil das Wetter wieder schön war, saß ich so gegen neun auf der Veranda und schaute die Zeitungen durch, als die kleine Melanie zu mir kam. Sie war auf dem Weg in den Kindergarten. Melanie war eigentlich der Grund, warum ich den Morgen lieber zu Hau-

„Und so begrub das Tor ihn unter sich“

se als im Büro verbrachte. Es war so wunderbar, in ihrer Nähe zu sein, ihr zuzusehen, wie sie die Zeit verträdelte, aß, spielte und sich langsam fertig machte. Wie gut sie immer roch, wenn sie frisch gewaschen und gepudert daherkam und mir mit dem süßen, kleinen Mund einen hauchzarten Kuss auf die Wange drückte. Monika stieg ins Auto. Melanie lief zum Gartentor, das sich ja jetzt so leicht öffnen ließ. Mit einer Hand schob sie es an und – es rollte zur Seite. Es zitterte ein wenig, weil die Sicherungsschiene dem Tor jetzt mehr Freiraum ließ. Monika fuhr mit dem Auto hinaus, Melanie machte, von außen, das Tor wieder zu. Wieder rollte es fast von alleine. Das machte ihr Spaß. Sie winkte, ich winkte zurück und nahm die Financial Times zur Hand. An diesem Montag war eine Analyse von Martin Wolf drinnen, von dem ich, Ihnen kann ich's ja sagen, viel abschrieb. Seine Analysen muss man zweimal, dreimal lesen, bis man sie ganz verstanden hat. Also kniete ich mich regelrecht in die Zeitung hinein und vergaß alles um mich herum. Er verglich den japanischen Immobilienmarkt Ende der Achtziger Jahre mit dem amerikanischen der Gegenwart. Es ist unglaublich, wie vielfältig und komplex die Auswirkungen eines abrupten Sinkens der Immobilienpreise auf eine Volkswirtschaft sein können. Und Wolf stellte das mit einer staunenswerten und spielerischen Leichtigkeit dar. Man kann die Kunst der volkswirtschaftstheoretischen Analyse nicht hoch genug schätzen. Es ist, wie wenn ein Klavier-

virtuose ein Stück, das als unspielbar gilt, dennoch, und zwar mit Eleganz zum Besten gibt. Dann störte mich etwas. Jemand kam. Ich schaute auf. Es war Reinhard. Was wollte der denn jetzt? Ich verzog den Mund, als innerhalb von Sekundenbruchteilen dieses entsetzliche Unglück geschah. Er kam zum Tor und, gewohnt, dass es sich nur mühsam öffnen ließ, schob er viel zu fest an. Das Tor setzte sich in Bewegung, nahm schnell Fahrt auf, kam stark ins Vibrieren, zu stark und – kippte. Es sprang aus der Sicherungsschiene! Und Reinhard machte jetzt den entscheidenden Fehler. Er ließ das zentnerschwere Ding nicht einfach umfallen, sondern versuchte, es aufzufangen. Dadurch aber dass er seitlich zum Tor stand, konnte er seinen Körper nicht richtig dagegenstemmen, und, als es dann unabwendbar war, dass das Tor fiel, war es zu spät, um loszulassen. Und so begrub das Tor ihn unter sich. Er stieß einen unglaublich lauten, entsetzlichen Schrei aus. Brüllte wie ein Tier. Ich hatte seinem Kampf mit dem fallenden Tor zugesehen, auch als er schon unter dem Tor lag, saß ich immer noch wie versteinert da und reagierte nicht. Irgendwann sprang ich von meinem Stuhl auf und lief hinunter zu ihm, der mittlerweile verstummt war. Es hatte ihn grässlich erwischt. Es gelang mir, das Ding mit aller Kraft anzuheben und Reinhard kroch wimmernd darunter hervor. Die rechte Körperhälfte – Oberschenkel, Becken und Schulter – war geradezu unwirklich zerquetscht. Als läge da kein Mensch aus Fleisch und Blut, sondern eine Stoffpuppe. Gottseidank hatte es den Brustkorb und die lebenswichtigen Organe nicht erwischt. Die Bewegungen mussten ihm große Schmerzen verursachen, denn jetzt schrie und stöhnte er wieder und die Schreie lähmten mich, machten mich fast wahnsinnig. Ich wusste nicht, was zu tun sei, konnte nichts tun, stand wie angewurzelt da und war knapp davor, mich zu übergeben.

„Ruf die Rettung, bitte die Rettung!“, stammelte Reinhard.

Auf meinem Handy waren alle Notrufnummern eingespeichert und binnen Minuten war die Rettung da, mit Blaulicht. Es tat mir weh, wie verächtlich, fast wütend mich die Nothelfer, junge Burschen, behandelten, weil ich dem Verletzten keinerlei Erste Hilfe geleistet, ihm nicht einmal etwas unter den Kopf geschoben hatte. Ich war nur blöd und zitternd herumgestanden. Aber ich hatte doch keine Ahnung! Ich hätte Angst gehabt, Reinhard's Lage durch unsachgemäße Hilfe vielleicht noch zu verschlimmern!

Nachdem die Rettung weg war, kam Kurt kleinlaut daher. Wir trugen erst einmal das Tor weg. Ich telefonierte mit meiner Sekretärin und sagte, ich könnte wegen eines Unglücks erst gegen Mittag



kommen. Dann rief ich Monika an, die mittlerweile Melanie im Kindergarten abgeliefert hatte. Ich erzählte ihr, was geschehen war. Monika sagte, ich sollte sofort ins Unfallkrankenhaus fahren, um zu sehen, wie es Reinhard ging. Sie würde nachkommen und Claudia benachrichtigen. Im Auto kam ich auf den Gedanken, auch gleich meinen Anwalt zu kontaktieren. Ich schilderte ihm den Unfall und wollte wissen, ob ich haftbar sei. Er bejahte aus dem Stand heraus. Ich sei voll verantwortlich für die Sicherheit meines Gartentors. Ob ich Kurt klagen könnte, der mir bei der Reparatur geholfen hatte? Wenn ich Kurt für seine Hilfe bezahlt hätte, sagte der Anwalt, wenn also eine Vertragsbeziehung zwischen uns bestünde, dann sei Kurt mir gegenüber haftbar, sonst nicht. Es wäre allerdings theoretisch möglich, dass Reinhard neben mir auch Kurt klagte, aber in erster Linie sei ich exponiert. Jetzt stieg mir der Schweiß auf die Stirn. Der Anwalt fragte, wie schwer es Reinhard erwischt habe. Mein Jaguar zog an einem Streifenwagen vorbei und ich legte das Handy auf den Beifahrersitz. Der Anwalt war weg,

„Der Anwalt fragte, wie schwer es Reinhard erwischt habe“

als ich weiterreden konnte. Ich rief ihn wieder an und sagte, Reinhard habe es sehr schwer erwischt, aber ich sei auf dem Weg ins Spital, um Genaueres zu erfahren. Wir vereinbarten einen Termin für den späteren Nachmittag.

Reinhard hatte es in der Tat ziemlich erwischt. Die Wirbelsäule war Gott sei Dank nicht verletzt, das Becken jedoch so schwer, dass die Ärzte daran zweifelten, ob die volle Bewegungsfähigkeit je wieder hergestellt werden könnte. Von einer Klage gegen mich war allerdings zu keinem Zeitpunkt die Rede. Reinhard war einfach nicht der Typ, der klagte, obwohl für ihn bestimmt einiges Geld herauszuholen gewesen wäre. Nachdem also alles einigermaßen glimpflich ausgegangen zu sein schien, fingen die eigentlichen Probleme aber erst an, jene Probleme, die der Grund dafür sind, dass ich Sie überhaupt aufgesucht habe, dass ich Ihre Hilfe brauche. Es begann am Abend des Unfalltages damit, dass ich, nachdem alles schon schlief und alles bereits vergessen schien, noch eine Flasche Wein aufmachte – um mich zu beruhigen. Ich ging alles noch einmal durch, den ganzen katastrophalen Tag, und erinnerte mich plötzlich mit, wie soll ich sagen, ätzender Präzision daran, dass, nur wenige Minuten vor dem Unfall, Melanie das Unglücks-Tor aufgemacht hatte. Was wäre geschehen, wenn sie unter dieses Tor gekommen wäre? Obwohl dieses Unglück nicht

eingetreten war, begann die Tatsache, dass meine Tochter so knapp einem aller Wahrscheinlichkeit nach tödlichen Unfall entgangen war, an dem noch dazu ich die Schuld gehabt hätte, mich verrückt zu machen. Ich muss mir seither immer wieder den Unfalltod meiner Tochter vorstellen, vor mir sehen, wie sie unter das fallende Tor gerät, kurz schreit und schnell – für immer – verstummt. Und ich fühle mich schuldig an ihrem Tod, der gar nicht eingetreten ist. Ich muss mir in allen Einzelheiten ihr Begräbnis ausmalen, und wie ich, wiederum schuldig, im Begräbniszug mitgehe. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären soll, aber ich kann es im Nachhinein nicht ertragen, dass ich es war, der sie dieser Gefahr ausgesetzt hat, ohne von dieser Gefahr auch nur das Geringste bemerkt zu haben. Gibt es nicht vielleicht viele solcher Gefahren, die um mich, um Sie, um uns herum lauern, an denen wir vorübergehen, ohne auch nur daran zu denken, was im nächsten Augenblick geschehen kann? Wissen Sie, meine Begabung fürs Theoretische, Hochkomplexe, meine beinahe, wie Kollegen behaupten, künstlerische Intuition für Stimmungen, sie scheint mit einer Blindheit für reale Gefahren einherzugehen, die mir jetzt sehr große, ja geradezu unendliche Angst macht. Ich muss mir eingestehen, dass ich nicht in der Lage bin, die Sicherheit meiner Tochter zu gewährleisten. Ich habe nun seit fast einer Woche nicht geschlafen, habe mich krank schreiben lassen und bin in einem Kreislauf katastrophaler Bilder, Vorstellungen, Empfindungen gefangen, aus dem ich nicht herauskomme!

Was ich da sage, scheint Sie kalt zu lassen, Herr Doktor, Sie schweigen. Ich bezweifle übrigens, dass Sie in der Lage sind, mich zu heilen, denn die Angst, die ich habe, die mich umtreibt, sie ist nicht inadäquat, sie ist nicht pathologisch. Sie fühlt sich vielleicht an wie eine Krankheit, ja, sie lässt mich leiden, als litte ich an einer Krankheit, aber ich bin überzeugt davon, dass diese Angst berechtigt ist. Sie ist die Antwort meines Sensoriums auf Gefahr, die es offenbar gibt. Alles ist unsicher. Man vergisst das so leicht, aber ich kann es nicht mehr vergessen, ich kann nicht anders, als es mir ständig vor Augen zu halten! Ich erwarte also gar nicht von Ihnen, dass Sie mich von meiner Angst kurieren, will es auch nicht, nur um eines bitte ich Sie: Verschreiben Sie mir etwas, Tabletten – Beruhigungstabletten oder Schlaftabletten, was auch immer, etwas, das die Megaphonlautstärke meiner Angst ein wenig, ein wenig herabsetzt. Tabletten, die meine Nerven stärken, damit sie durchhalten, standhalten, denn sonst, ja, sonst...



Der Weg des Propheten

Von vielen Wegen
der eine ist der Weg
meines Propheten.
Mit jedem Atemzug
und in jedem Augenblick
dem Herrn begegnen.

All die Freuden
und Fröhlichkeit
trägt allein ein starker Wunsch.
In der Erwartung
der glücklichen Stunde
wurde dir das Glück beschert.

Das durstende Herz
nimmt Wissen auf,
der Verstand ist des Weges nicht kundig.
Die Stille bezeugt:
„Gott, der Eine,
ist genug!“

Der klare Blick,
die Absichten rein,
die guten Taten wurden so leicht.
Keinen Schmerz mehr
verspürt die Seele
wegen Nähe des Geliebten.

Im endlosen Gebet,
jeder Atemzug spricht
einen Dank.
Hinter dem Gemälde
erblickst du das Bild,
wie der helle Tag
verdrängst du die Dunkelheit.

Der Paradiesgarten duftet überall,
alles Erschaffene lobpreist seinen Herrn.
Das Bewusstsein über den Einzigen
ändert den Zustand und das Leben.

Diese Seele kennt
keine schönere Gabe
als den Weg des Propheten.
Mit jedem Atemzug
und in jedem Augenblick
dem Herrn begegnen.

Damir A. Saračević

Im Harem der weißen Moschee

Im Harem der weißen Moschee
herrscht Stille.
Als ob auch die Grabsteine sagen würden,
dass diese Menschen,
die hier Ruhestätte fanden
nicht laut lebten.
Des Gottes bewusst,
demütig.

Im weißen Harem
herrscht Friede.
Tief in die Seele eingedrückt,
bis zur Gelassenheit
und Vollständigkeit.
Es ist immer Weisheit
da gewesen.

Im Harem der Moschee
Hajdar Behausung fand.
Des Wesirs Schriftführer,
im Feuer der Liebe,
baute die weiße Schönheit.

Im Harem
Winde verwehten.
Dieses bescheidene Land,
welches einmal jemand
Bosnien nannte,
besetzten viele.

Und dennoch:
das saubere Wasser,
welches da im Harem plätschert,
beköstigt die Menschen
immer noch mit Leben.

Damir A. Saračević

Damir A. Saračević, geb. 1975 in Belgrad, aufgewachsen in Bijeljina (Bosnien-Herzegowina). Ende 1993, während des Krieges wurde er aus seiner Heimatstadt vertrieben. Abgeschlossenes Studium der Literaturwissenschaften in Sarajevo, derzeit Soziologie-Absolvent an der Johannes Kepler Universität/Linz. Veröffentlichungen: Drei Gedichtbände / vertreten in mehreren Anthologien. Saračević wurde ins Deutsche, Englische und Türkische übersetzt. Damir A. Saračević ist Mitglied des P.E.N.-Clubs Ö., des AutorInnenkreises Linz, sowie der Gesellschaft der bosnischen SchriftstellerInnen in OÖ. Er lebt mit seiner Familie in Linz, OÖ.



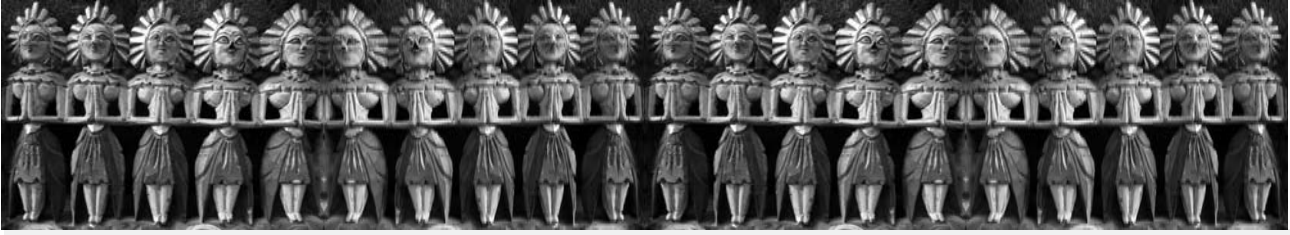


Foto: Asiatische Tänzerinnen, P. P. Wiplinger

Die Heiligen am Himalaya

Stille –
unbegreiflich unermessliche Stille:
die Heiligen am Himalaya
blicken im Lotossitz
über die Gipfel der Ewigkeit.
Aus der Unendlichkeit
zweifelloser Sicherheit
wachen die Propheten
der Göttlichen Mutter
über die unsichtbare Welt
inmitten unseres Daseins.

Stille –
unsagbar unbegreifliche Stille:
der Bogen der Äonen
gespannt über die Ozeane der
Unendlichkeit, über die Geschlechter
der zukünftigen Kontinente und
die Krisen des Lichts und der Liebe –
so sitzen die Meister der Meditationen
auf den Schultern Shivas
unter den Wimpern der Gangaji
im Shangri-La der Anderswelt –
blicken tief in die Schluchten
unserer Träume.
Wachen mild und unbewegt
unumstößlich über ihre Anvertrauten –
streifen für jeden der sehen will
die Seidentücher bestickt mit den
Goldfäden des Leids und der Angst
von den vielen Gesichtern der Erde –
wahr und gleich.

Da träumen die weisen Frauen
Mais, Trauben, Reis und Mitgefühl
in die Welt –
und es verweht
der Gedanke namens Feuer der Kriege.
Die Weiber raunen von Nähe

Gespräch, Umarmung
Geparden und Geborgenheit.
Zu den Himmeln setzte sich Erde –
aus den Äckern toter Bäume
singen sie Eiben hervor und Eulen.
In den Lichtungen tanzen sie
Mond, Wölfe, Begierde und Beziehung
in Verständnis und Glück.
Sie tanzen im Reigen
ein Menschenrecht herbei
das für alle Menschen gilt
und die Wälder
aufstampfend auf den Boden
bis das Reich der Männer
eingespinnen in die Gedankenwelt
endgültig zu Sternenstaub zerfällt –
sich verflüchtigt in den Tiefen der
Unendlichkeit des Alls.
Die Bäume bleiben –
aus den Bibliotheken der Elektronen
fliegen Tauben auf, wachsen Birnbäume
Lavendel, Hafer, Roggen
eine rote Mondin:
lebendig schöne Wesen aus
Fleisch und Blut.
Demütig tanzen sie den Hymnus
der neuen Zeit, den Rhythmus
der Meere –
die Häuser aus Wind, die Kleider
aus Gras
und Kastanien, der Herd aus Holz
und die Knöchel umrankt von Rosen
und Mohn
so sitzen die Heiligen am Himalaya
geduldig im Lotossitz –
unbegreiflich, unfassbar, unbeugsam
und verwirklichen den Willen der Liebe
der Göttlichen Mutter in der Natur und
jedem All. *Manfred Stangl*





Peter Paul Wiplinger - Wien, 13.9.2014

die geranien vor dem fenster

ihr dunkelrotes rot und ihr sattes blattgrün *ein fenster mit blumen davor hält den tod ab* sagtest du einmal in einem gedicht war das übernommen von einem anderen dichter von lautrémont von paul éluard von unamuno von rafael alberti nein von garcía lorca stammt das nicht wenngleich er eine solche metaphor durchaus hätte verwenden können der satz liegt nahe an seinem wesen und an seiner dichtung erschossen und verscharrt haben ihn seine mörder no pasarán war die losung der passionara an die sie geglaubt haben aber barcelona und madrid wurden eingenommen von den francofaschisten die legion kondor hat guernica in grund und boden bombardiert ein exemplar statuiert wie sie sagten auch etwas ausprobiert für den kommenden großen krieg der längst eine beschlossene sache war die stadt war eingeschlossen im winter 1942 es gab nichts mehr zu essen der tod hielt reiche ernte überall lagen die vielen toten in den häusern und auf den straßen männer frauen kinder eine verteidigung gab es nicht mehr womit

denn auch die stadt war eingeschlossen von allen seiten von der deutschen wehrmacht der sieg war schon nahe aber der winter ließ ihn nicht zu er ließ nur das hungern das verhungern zu und die krankheiten die sterbenden den tod sogar ratten wurden wenn man ihrer habhaft wurde gegessen ratten fraßen menschen und menschen fraßen ratten eine metaphor für den kreislauf des lebens eine mutter führt auf einem schlitzen ihr totes kind aus der stadt hinaus jedenfalls weg vom haus in dem es verstorben ist weg von dort wo man früher gelebt hat nicht gerade menschenwürdig aber doch unter gerade noch erträglichen umständen die für alle galten aber nicht für die reichen für die ober-

Wiplinger Peter Paul, Schriftsteller und künstlerischer Fotograf. Geboren 1939 in Haslach, Oberösterreich. Lebt seit 1960 in Wien. Studium der Theaterwissenschaft, Germanistik und Philosophie. Vorwiegend Lyriker, aber auch Kulturpublizist und Prosa-Schriftsteller. Bisher 45 Buchpublikationen in 20 Sprachen und hunderte Beiträge in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien sowie Rundfunksendungen im In- und Ausland. Weitere Informationen unter: www.wiplinger.eu



schicht für die parteikader nicht für die menschen die es sich richten konnten die es sich immer richten können egal unter welchem system die mutter zieht den schlitten führt das tote kind hinaus der kleine leichnam ist mit schnee bedeckt es ist sehr kalt minus 24 grad eine schaufel eine kleine kohlschaufel und eine spitzhacke hat sie mit damit wird sie den boden wenn es nur irgendwie geht aufgraben wenigstens so tief dass der kleine leichnam mit den gefrorenen erdbrocken wieder bedeckt werden kann dann wird sie einen stein suchen einen möglichst großen stein und diesen auf das grab beim kopfende des leichnams legen dann wird sie noch eine weile stumm und weinend dastehen vielleicht wird sie murmeln das hat der krieg gemacht meine liebste natascha das hat der verdammte krieg gemacht mein mädchen der papa ist weg dein bruder ist weg nur ich bin noch da aber ich werde auch bald weg sein und niemand wird mich so begraben wie ich dich jetzt begrabe meine liebste natascha und dann wird die mutter den weiten weg zurückgehen den sie hergekommen ist sie wird in der dämmerung zurückgehen der tag und das leben haben ein ende alle qual des lebens hat einmal ein ende wird sie sich vielleicht denken oder vor sich himurmeln und das wird ihr trost sein und ihre tränen werden über ihre eingefallenen frostigen wangen herabrinnen und sogleich zu eisperlen erstarren und neben ihr und ihr entgegenkommend und hinter ihr gehen

noch viele menschen und ziehen kleine schlitten mit leichnamen darauf hinter sich her oder tragen tote kinder in den armen um sie zu begraben und die deutschen ziehen den ring um die stadt um leningrad noch enger zusammen aber später einmal werden sie die rechnung in stalingrad dafür bezahlen müssen wenn dann ihre erfrorenen soldaten im schnee liegen und in der nacht die verwundeten schreien bis die schreie verstummen *ein fenster mit blumen davor hält den tod ab* sagst du jetzt halblaut vor dich hin jahrzehnte später der weiße schnee das rote blut das verhungerte kind und der tod *kommt seht das blut in den straßen kommt seht das blut in den straßen* schrieb einmal pablo neruda in einem gedicht oder war es ein anderer dichter du weißt es nicht mehr *heute noch auf stolzen rossen morgen in die brust geschossen morgenrot morgenrot leuchtest mir zum frühen tod* so das lied das dein kurz darauf verstorbener bruder oft am morgen sang übermütig und zugleich wie zum trotz *o engel gottes wehre und rede du darein 's ist leider krieg und ich begehre nicht schuld daran zu sein* so oder so ähnlich heißt es in einem gedicht von matthias claudius literatur und wirklichkeit nahe der wahrheit überall ist nur der tod und der schnee fällt und fällt auf die erde herab deckt alles zu und dies schon so früh im jahr da die geranien noch vor dem fenster blühen so rot blühen wie blut so rot wie blut

Foto: Zweiggeflecht, P.P. Wiplinger



„Keltische Musik und das
Wunder von Santa Rossa.“

Duo Zeitenklänge & Michael Benaglio.

Das große steirische Kulturevent im Woflerstatt /
Bad Mitterndorf, 11. September, 2015, 20 Uhr.

www.eike-forum.at



Das Wunder von Santa Rossa

Michael Benaglio

Santa Rossa: Eine moderne Stadt. Langgezogen, an einer endlosen Hauptstraße aufgefädelt, mit ein paar verkümmerten Gässchen, die von der Hauptstraße wegführen: In die Pampas, in das Nirgendwo. An einem Fluss mit dem Namen Pasolini gelegen, nahe den hohen Bergen, deren Gipfel bis in den Frühsommer hinein Schneehauben trugen. Santa Rossa bewohnten Barbesitzer, Kellnerinnen, Schuhmacher, Supermarktpersonal, Restaurantbetreiberinnen, Polizisten, es gab ein paar Politiker, einen Bürgermeister, zwei Ärzte und Krankenpflegerinnen, drei Sozialarbeiter und ein Team, das mit der Betreuung von Menschen mit besonderen Bedürfnissen seine Brötchen verdiente. Auch ein Automechaniker unterhielt mit zwei Lehrlingen in Campo Rossa seinen Betrieb. Natürlich lebten hier auch Katzen, Hunde, Ferkel und Mäuse und was es sonst alles an kriechendem und fliegendem Getier gab.

Santa Rossa bekam viel Sonne ab, die Regenniederschlagsmenge hielt sich in Grenzen und die Frauen der Stadt bezauberten durch ihre Schönheit. Eigentlich hätte das Glück in den Herzen der Einwohner glänzen müssen, doch ernst blickten ihre Augen, vergrämt bildeten die Lippen dünne Striche und so mancher ängstliche Gedanke fraß sich giftig durch ihre Gehirne. Denn die Stadt stöhnte unter der großen Steuerlast, die der Herrscher, der Duce von Berluxconia, wie die ferne Hauptstadt des Reiches Voveso hieß, seinen Untertanen aufgehalst hatte. In unregelmäßigen Zeitabständen erschienen seine schwarzen Ritter, die alles andere als zimperlich vorgingen, in der kleinen Stadt und rafften Hab und Gut der Bewohner zusammen, das als Steuerertrag in großen, von Ochsen gezogenen Karren abtransportiert wurde. Als die beraubten Einwohner eines Tages mit ihren kleinen Fiats dem großen Karren nachfuhren, eine Straßensperre errichteten und ihr Hab und Gut zurückforderten, gingen die berittenen Ritter mit gezückten Schwertern gegen sie vor, töteten einige von ihnen, was zum Abbruch der Blockade führte. Das hatte sich vor sieben Jahren ereignet. Seitdem wagte es keiner mehr, sich den schwarzen Rittern des Duce von Berluxconia entgegenzustellen.

So weit so Santa Rossa. Eines Tages, der Schnee

schmolz eben in den nahen Bergen und der Fluss führte hohes Wasser mit sich, kam ein Fremder in die Stadt. Seine langen Beine steckten in blauen Cowboystiefeln, eine ausgewaschene Jean kontrastierte zu einem weiß-rot karierten Hemd, über das der Mann eine ärmellose helle Lederjacke trug. Um die Hüften wand sich ein breiter schwarzer Patronengürtel, in dessen Ösen lange Vollkorn-Salzstangerln steckten. Schlanker Körper, ein leicht verwittertes Gesicht, das so manche Nacht im Freien die Sterne bewundert hatte. Die Hände schwierig. Fingernägel lang mit dezenten Trauerrändern. Auf dem Kopf ein breitrempiger, grüner Hut, an dessen rechtem Rand ein lebender kleiner Salbeibusch prangte. Der Fremde hockte sich unweit der Bar Alfredo auf den Randstein, legte seinen großen grünen alten Rucksack neben sich und starrte in die Ferne. Nach einer Zeit legte er eine kleine geöffnete Dose, die einst veganes Grammelschmalz enthalten hatte, vor sich hin.

„Ein Bettler“, flüsterten die Leute. Sie beobachteten ihn, versammelten sich an der anderen Straßenseite und flüsterten angeregt.

„Toll, ein Bettler“, meinte einer der Personen mit besonderen Bedürfnissen.

„Wir wollen keine Bettler“, murmelte ein Stadtrat der Rechts-Schritt-Marsch-Außen-Fraktion.

„Uns genügt schon unser Duce“, meckerte eine dünne Stimme aus dem Hintergrund.

Da nährte sich ein zehnjähriges Mädchen der still und bewegungslos kauern Gestalt. Sie hieß Maria und musste wegen Schulschwänzens die vierte Klasse wiederholen. Maria galt als schwieriges, weil sehr eigenwilliges Kind.

„Hallo“, sagte sie und lächelte den Mann an.

„Hi!“, erwiderte der freundlich.

„Was machst du hier?“

„Ach, ich sitze.“

„Das ist schön. Besser als in der Schule rumzuhocken. Aber – sag: Warum sitzt du da?“

„Na, ich denke mir, vielleicht wirft eine gute

Michael Benaglio

Seit 2000 zahlreiche Lesungen und Beiträge in Literaturzeitschriften, einige Bücher, u.a., 'Sonnenaufgang im Wasserglas', Leiter des Forum Club Literatur, Mitglied in etlichen Literaturvereinigungen. Mitherausgeber des Pappelblattes.



Seele ein paar Cents oder gar einen Euro in meine Dose und dann kann ich mir vielleicht einen Café mit einem Croissant kaufen.“

„Oh.“

„Ja.“

„Ich habe gestern Geburtstag gehabt. Da bekam ich ein wenig Geld. Weißt du was: Ich lade dich ein.“

„Das willst du wirklich tun?“

„Warum nicht. Ist ja mein Geld.“

Sie betraten die Bar Alfredo. Die Leute gafften.

„Typisch Maria“, sagte Eva. „Die hat nicht mal Angst vor einem Fremden.“

„Nicht mal vor einem Cowboy-Bettler“, bestätigte Eva. Dazu muss man wissen, dass es in Campo Rossa zwei Evas gab. Sie gleichen einander wie ein Ei dem anderen, ohne Zwillingsschwestern zu sein. Beide hatten rote Haare, die sie halblang trugen und bevorzugten dieselbe modische Kleidung. Ständig verwechselten die Leute die beiden. Was allerdings den Leuten und auch den beiden Evas ziemlich gleichgültig war. Die Tatsache der zwei Evas ist für diese Geschichte zwar nur ein Nebenschauplatz, dennoch soll sie nicht unerwähnt bleiben.

Der Fremde genoss seinen Café und das Croissant.

„Ich heiße Maria“, sagte das Mädchen.

„Ah, ich habe mich ja gar nicht vorgestellt. Mein Name ist Bald Anders“, erwiderte der cowboyartige Fremde. „Auf jeden Fall danke ich dir. Ich finde es sehr großzügig, dass du mich einlädst. Möge dir dafür etwas Gutes widerfahren!“

„Ach ja“, seufzte das Mädchen. Und schwieg.

„Etwas belastet dich?“, fragte Bald Anders nach einer Weile.

„O ja“, flüsterte Maria und ein paar Tränen kolkerten ihre Wangen hinab. Wieder Schweigen.

„Mein Hund, der Wastl von Wummershausen, ist sehr krank. Und ich liebe meinen Wastl.“

Sie begann hemmungslos zu schluchzen. Bald Anders ergriff ihre Hand. Sagte nichts.

Maria sah ihn todunglücklich an.

„Ja, ist schlimm. Ist schlimm“, sagte der Fremde endlich.

Sie tranken aus, aßen die Reste ihrer Croissants, leckten die Krümel vom Teller.

„Ich muss jetzt gehen“, sagte Maria.

„Danke. Tausend Dank!“ sagte der Fremde.

Als Maria, in schwere Gedanken versunken, heimkam, saß Wastl von Wummershausen relaxed auf dem alten, zerschlissenen Sofa, eine Kesse Schifahrermütze auf dem Kopf und strickte einen

hellblauen Wollpullover, den er Maria schenken wollte. Das Mädchen umarmte ihn.

„Wastl, Wastl, bist du gesund?“

„Na klar“, bellte der Hund. „Ewig kann man doch nicht krank sein. Nicht in Santa Rossa.“

Im Laufe der Tage und Wochen entspannten sich die Einwohner von Santa Rossa bezüglich Bald Anders. Sie gaben ihm ein paar Münzen in seine Dose und gewöhnten sich an den seltsamen Fremden, der, so schien es, nichts anderes wollte, als still am Straßenrand zu sitzen. Ein Bauer gewährte ihm des Nachts Quartier in einem Heuschober etwas außerhalb der Stadt. Der Fremde wusch sich im Fluss Pasolini, putzte dort seine Zähne und entpuppte sich als höchst genügsames Wesen, das allmählich von den Einwohnern akzeptiert wurde. Das mag daran liegen, dass Bald Anders, wenn er nicht sinnierend oder meditierend am Straßenrand hockte, den Menschen wortlos half. Ob er einer alten Frau die schwere Tasche trug, einem kleinen Jungen den verlorenen Ball wiederherbeizauberte oder dem Gemüsehändler beistand, als dessen kleiner Fiat zusammenbrach und Gemüse und Obst auf die Hauptstraße kugelten – Bald Anders erschien überall dort, wo Hilfe erforderlich schien. Freilich, wortkarg mochte er schon sein, der Fremde, aber jede, die mit ihm zu tun hatte, spürte etwas Angenehmes, Erfreuliches, Beruhigendes, eine Art seltsamer Geborgenheit, die von dem schlanken Cowboy ausging. Nach zwei Monaten zählte Bald Anders zum Inventar der Stadt und selbst der politische Vertreter der extremen Schritt-Marsch-Rechten, der anfänglich vollmundig über den Bettler gelästert hatte, hielt sich mit negativen Wortmeldungen zurück. Der Cowboy verlor sogar die Zusatzbezeichnung „der Fremde“ und mutierte schlicht und einfach zu Bald Anders.

Es konnte nicht ausbleiben. Eines Tages näherten sich wieder die schwarzen Ritter Santa Rossa. Fin, der Eisverkäufer, der seinen mobilen Eiswagen am westlichen Ende der Hauptstraße aufgestellt hatte, erblickte sie zuerst. Er begann, mit anhaltendem, lautem Bellen die Einwohner der kleinen Stadt zu warnen. Fin, eine Mischung aus Labrador und Pintscher, stammte aus alteingesessener Familie. Schon sein Vater verdiente sein Geld als Eisverkäufer wie auch der Großvater und selbst, Gott hab ihn selig, der Urgroßvater, der noch als Partisan gegen den Urgroßvater des Duce von Berluxconia gekämpft hatte.

Die Einwohner wussten, was dieses Bellen zu bedeuten hatte. Sie erstarrten im Schritt, blieben



wie angewurzelt auf ihren Stühlen sitzen. Bald Anders befand sich in der Bar Alfredo und lauschte den Klagen einiger Stadtbewohner über die hohe Steuerlast. Da blubberte es in der Wand, heraus schälte sich ein grinsender Geist, den alle in Santa Rossa den schwebenden Friedrich nannten. Der schwebende Friedrich bemühte sich, als guter Geist zu gelten, vermied aggressives Verhalten, konnte sich aber nicht von dem Städtchen lösen, das er in seinem Körperleben so sehr, so sehr geliebt hatte. Also geisterte er durch Straßen, Wohnungen und Bars, bereit, den Menschen hilfreich zur Seite zu stehen, ein edles Unterfangen, bei dem ihm allerdings die Tatsache, dass er als Geist geisterte, nicht gerade hilfreich war, unterliegen Geister doch anderen Gesetzen als in menschlichen Körpern Lebende.

„Hallo schwebender Friedrich“, grüßte die rot-haarige Eva.

„Hallo schwebender Friedrich“, echote die rot-haarige Eva. Welche nun welche war konnte nicht festgestellt werden, der Autor bittet um Entschuldigung.

Der schwebende Friedrich begann, eifrig zu den Klagen über die Steuerlast zu nicken, als von ferne das Bellen Fins ertönte. Jäh verstummten die hitzigen Debatten. Ein Gast warf unabsichtlich sein volles Proseccoglas um. Bald Anders blickte fragend in die Runde.

„Die schwarzen Ritter. Auf ihren Rössern. Die Steuereintreiber“, flüsterte die Kellnerin und Schweißperlen bildete sich auf ihren hübschen, faltenfreien Wangen. Dann erklang Hufgetrappel. Draußen, auf der Hauptstraße, Schreie, Befehle, ein Geheul. Peitschen knallten. Bald Anders verließ rasch die Bar, stürzte auf die Straße. Einer der schwarzen Ritter erblickte ihn:

„Ha, was ist denn das für einer!“

„Ein Cowboy“, höhnte ein Anderer.

Jetzt erspähte ihn der Chef der Ritterschar.

„Hast du deine Steuern entrichtet?“

„Wir sind nicht per Du.“

„Was? Wahnsinniger!“, der Ritterchef griff zur Peitsche, die in seinem Gürtel steckte. Bald Anders führte seine Hand blitzschnell zu seinem breiten Ledergürtel. Der Chef erstarrte. Ihm blieb die Luft weg. Bald Anders zog blitzschnell eines seiner Vollkornsalzstangerln aus dem Gürtel. Der Ritterchef öffnete den Mund in grenzenlosem Erstaunen. Bald Anders biss krachend in sein Salzstangerl, den Rest schleuderte er in des grausamen Ritters offenes Maul. Fassungslos blickten ihn die Bewaffneten an. Bald Anders grinste. Unwillkürlich lenkten die Steuereintreiber ihre

Pferde ein paar Meter von dem seltsamen Cowboy weg.

„Zahlen“, murmelte der Chef und schluckte mühsam Salzstangerlreste hinab. Seine Stimme klang getrübt, kraftlos.

„Ich will nicht.“ Die Worte verließen emotionslos den Mund des Bald Anders. Und noch einmal: „Ich will nicht.“

Ungläubig blickte ihn der Chef an.

„Du, pass auf“, sagte er leise, „der Duce von Berluxconia kennt keinen Spaß.“

„Ich weiß“, entgegnete Bald Anders.

„Dann zahle.“

„Ich will nicht.“

Jetzt stand Maria dicht hinter dem Cowboy. Sah ihn bewundernd an. Ein Kreis gaffender Santa Rossianer bildeten sich um die Ritter und Bald Anders.

„Du, pass auf“, wiederholte der Chef knurrend. Offensichtlich verfügte er über ein begrenztes Vokabular.

„Der ist mutig“, flüsterte die rote Eve der roten Eva in das Ohr, worauf die rote Eva der roten Eva „und toll“ in das Ohr flüsterte.

„Sehr toll“, flötete der schwebende Friedrich und floss aufmüpfig durch einen der schwarzen Ritter hindurch.

„Igitigitt, ein Geist“, ekelte sich dieser mimosenhaft.

„Häuser durchsuchen, Geld auf die Karren.“ Der Chef hatte seine strenge, laute Kommandostimme wiedergefunden. Bewegung kam in die schwarze Ritterschar. Sie drangen in die Häuser ein, leerten Brieftaschen, konfiszierten Computer, Handys, Schmuck. Die Karren füllten sich. Die Ochsen setzten sich stöhnend in Bewegung. Einer der Karren streifte an dem Abschleppwagen der Gemeinde, der einen tiefen Kratzer davontrug. Der Chef lenkte sein Ross zu Bald Anders. blieb zwanzig Meter vor ihm stehen.

„Du, pass auf“, knurrte er in der nunmehr bekannten Ermangelung eines vielfältigen Vokabulars. Sein Schnurrbart, in dem noch Reste einer Leberstreichwurstsemml hingen, zitterte.

„Du auch“, lächelte Bald Anders, verneigte sich, drehte sich um und ging zurück in die Bar Alfredo. Hinter ihm Maria, dann die beiden roten Evas, der schwebende Friedrich und einige Stadtbewohner. Der Chef der Steuereintreiber blickte finster hinter dem Cowboy her. Wusste nicht, wie er das alles mit seinem etwas oder eher doch sehr begrenzten Hirn einordnen sollte. Dann setzte sich der Zug der schwarzen Ritter langsam in Bewegung, die Hauptstraße entlang. Nachdem sie etwa drei



Kilometer von Santa Rossa entfernt waren und der Staub, den die Rösser, Ochsen und Karren aufwirbelte, denn die Straßen waren alles andere als in gutem Zustand, sich wieder legte, setzte Fin mit einem langgezogenen, klagenden Geheul ein. Der schwebende Friedrich eilte durch Mauern und Blumengärten zu ihm und kaufte ein Eis. Zitrone und Heidelbeere. Worauf sich Fin beruhigte.

Santa Rossa: Nur mehr eine kleine Silhouette am Horizont. Das Sumpfpotterdotterschwein Ottokar saß am Fluss Pasolini und angelte, als der Zug der schwarzen Ritter an der nahen Straße vorbeizog.

„Lauter Idioten“, schimpfte Ottokar. Da erblickte ihn der Chef der Steuereintreiber.

„Hast du schon deine Steuern bezahlt?“

Da zeigte Ottokar, das Sumpfpotterdotterschwein, dessen Kennzeichen eine große auf seiner Nase thronende Brille mit schwarzem, dickem Rand war, den Rittern die Zunge, sprang in den Fluss, tauchte ohne Unterbrechung eine Stunde Richtung Osten, kletterte am Rand der Stadt aus dem Wasser, hüpfte zur Hauptstraße, an deren Beginn Fin mit seinem Eiswagen stand, und kaufte sich ein Gelati. Pistazien und Mohnblume.

„Heute mache ich gute Geschäfte. Obwohl die schwarzen Ritter hier waren“, wunderte sich Fin.

„Ja, das Leben spielt manchmal seltsame Melodien“, bestätigte Ottokar, während klebrige Eisbatzen über die Mundwinkel seines attraktiven Sumpfpotterdotterschweingesichts liefen.

In der Bar Alfredo und an anderen Orten liefen die Diskussionen zwischen Wein- und Biergläsern, die hin und wieder von Proseccoflöten unterbrochen wurden, heiß. Was bitte sollte das werden, wenn alle „Ich will nicht“ sagen? Bedeutete das nicht die Anarchie, das Chaos? Gewährte der Duce von Berluxconia trotz all seiner Habsucht und seiner gnadenlosen schwarzen Ritter nicht auch Sicherheit, Gesetz und Ordnung? Was, wenn sich Santa Rossa selbst organisierte, Politik, Steuern, Straßenbau, Krankenhaus, soziale Einrichtungen, die Wirtschaft in eigene Hände nahm? Zeichnete sich da nicht der Untergang ab, die Apokalypse? Befürworter und Gegner hielten sich die Waage. Mutig war Bald Anders den schwarzen Rittern entgegengetreten, ja. Aber warum? Der Sinn?

„Fragen wir ihn doch einfach“, sagte die rote Eva und die kleine Maria stimmte ihr zu. Auch andere Stadtbewohner fanden diese Ansicht vernünftig und gesellten sich zu Bald Anders, der stumm und unbeweglich am Straßenrand vor der Bar Alfredo hockte.

„Bald Anders“, begann der Bäckermeister, ein

stattlicher Mann über sechzig mit dunklem Anzug aus Großvater Zeiten und einem Bauch wie eine schwangere Jungfrau im siebzehnten Monat, „Warum hast du denen gesagt: ‚Ich will nicht?‘“

„Weil ich nicht will“, lächelte Bald Anders. „Ich will dem Duce keine Steuern bezahlen.“ Das leuchtete den Bewohnern von Santa Rossa ein, ja sie fanden die Ansicht ihres Cowboys sehr sinnvoll. Sollten denn selbst Almosen, von denen er lebte, versteuert werden? Zufrieden zerstreuten sie sich und erzählten die Worte des Bald Anders ihren Müttern, Vätern, Tanten, Onkeln, Ehefrauen und Geliebten. Selbst die Kinder wurden mit der Kunde beglückt.

Nur die rote Eva blieb. Schüchtern setzte sie sich zu Bald Anders auf den staubigen Boden.

„Du bist traurig“, sagte er.

„Ja. Die rote Eva hat einen furchtbaren Hautausschlag. Keiner weiß, wie der geheilt werden kann. Sie leidet furchtbar. Aber damit will ich dich nicht belasten. Ich fand dein Auftreten so unheimlich mutig. Ich möchte dir etwas schenken. Sie kramte umständlich in ihrer großen, hellblauen Handtasche und holte schließlich ein Fläschchen mit erlesenem Parfum heraus.

„Das möchte ich dir schenken, Bald Anders. Ich weiß nicht, ob du damit etwas anfangen kannst. Aber es riecht, es duftet so wunderbar. Vielleicht erfreut es dich.“

Bald Anders strahlte über das ganze Gesicht.

„Das ist verdammt lieb von dir, Eva.“ Er drückte ihre Hände. „Immer wenn ich daran rieche, werde ich an dich denken.“

Eva gefielen diese Worte. Sie blieb hocken. Wortlos. Eigentlich, so fand sie nach einer Stunde des schweigenden nebeneinander Verweilens, ist es unglaublich wohltuend, einmal ohne Worte einfach nur dazuhocken und zu schauen, wahrzunehmen, zu sein. Eine weitere Stunde folgte.

„Schau, Bald Anders hat eine Schülerin“, lachten die Leute. Ihre Heiterkeit: frei von Häme und Gift.

Dann spazierte plötzlich die rote Eva über die Hauptstraße, neben ihr Fin, der seinen Speiseeiswagen hinter sich herzog, den er nun an der ostseitigen Ortseinfahrt postieren wollte. Eva sprang auf. Die roten, eitrigen Flecken, die Evas Gesicht verunstaltet hatten: entschwunden. Ihr Gesicht erblühte in neuer, harmonischer Schönheit. Eva umarmte Eva. Blickte Bald Anders in die Augen. Verstummt. Denn eine wortlose Ahnung erfasste gleich den Strahlen der aufkeimenden Morgensonne ihr Herz ...



Bald Anders zog ein Vollkornsaltzstangerl aus seinem Pistolengürtel und biss herzhaft hinein.

Weiter schmolz der Schnee im Hochgebirge. Unentwegt das Rauschen des Flusses. Alltag erfasste wieder Santa Rossa. Bis zum nächsten Auftauchen der schwarzen Ritter.

Dieses ließ diesmal drei Monate auf sich warten. Dann kamen sie, angekündigt durch Fins langanhaltendes klagendes Geheul. Dicht nebeneinander ritten sie die leere Hauptstraße entlang. Die Schwerter in den Scheiden, die Peitschen griffbereit. Ihre Gesichter durch die geschlossenen Visiere unkenntlich. Auf den großen ovalen Schildern der rote Galgen, die Landesfahne von Voveso. Zwischen den Reitern die geräumigen Karren, bereit, die erzwungenen Steuern aufzunehmen. Die Luft zitterte, während sie sich langsam dem Hauptplatz näherten. Auch dieser: menschenleer. Jäh brach das unglückliche Geheul Fins ab. Am Himmel zusammengeballte Wolken, die sich ängstlich an den Händen hielten.

„Heraustreten!“, befahl der Chef der Steuereintreiber mit lauter Stimme. Diesmal hingen Reste eines Grammelschmalzbrotts in seinem Schnurrbart. Die ersten Dorfbewohner schlichen aus den Häusern, ein paar wankten, da weißweingeschwängert, grinsend aus dem Café Alfredo.

„Eure Abgaben“, brüllte der Chef. Ein Pferd wieherte. Laut. Als würde es den Chef nachäffen.

Da stand Bald Anders neben einem abgestellten Wagen:

„Ich will nicht“, sagte er emotionslos.

„Schon wieder du?“, fragte der Chef gereizt.

„Ich bin so frei“, erwiderte der Cowboy. Sein lebendes Salbeibüschel, das den rechten Hutrand zierte, wackelte erfreut und verströmte würzige Düfte.

„Ich will auch nicht!“ Die zarte Stimme gehörte der jungen Maria. Der Chef der Steuereintreiber musterte sie verärgert: „Wer hat dich gefragt, dumme Göre?“

„Ich sage nur meine Meinung“, verteidigte sie sich.

„Ich will auch nicht!“, schrie jetzt die rothaarige Eva.

„Ich will auch nicht!“, schrie jetzt die rothaarige Eva. Eben die, die von der anderen nicht zu unterscheiden war.

Da lief mit lautem Schnaufen, das Wasser des Flusses Pasolini von sich abschüttelnd, eine seltsame Gestalt zum Hauptplatz: Ottokar, das Sumpfpotterdotterschwein.

„Ich will nicht!“, schrie er. „Ich will nicht!“

„Was willst du nicht, verdammt noch mal“,

fauchte ihn der Chef an, der sich allmählich etwas unwohl in seiner Haut und in seiner Rüstung fühlte.

„Weiß ich nicht“, plärrte Ottokar, „aber ich will nicht.“

„Ich will nicht!“, rief jetzt der betagte stattliche Bäckermeister.

„Ich will nicht!“, schrie die Caféhausbesitzerin.

„Ich will nicht!“, schrie die fescche Verkäuferin aus der Modeboutique.

„Verdammt. Fasst sie, diese Aufwiegler“, schrie der Anführer der schwarzen Ritter, die sogleich ihren Pferden die Sporen gaben. Doch die Einwohner von Santa Rossa liefen schneller, verschwanden in Türen, sprangen in offene Fenster, robbten unter Autos hindurch, Bald Anders kletterte hurtig auf ein niederes Hausdach, während der schwebende Friedrich aufgeregt durch die Ritter hindurchfloss und sie so verwirrte, ja in Schrecken versetzte, denn eine Begegnung mit einem leibhaftigen Geist gehört ja nicht zur Alltags-Erlebnisswelt, auch nicht zu jener von schwarzen Rittern. So plünderten die Schergen jene aus, die sich nicht widersetzten, raubten Bargeld, Uhren, Diamanten, Goldbarren, Autoreifen, Wanduhren, Schokoriegel und Butterbrote. Nachdem die großen Karren voll beladen waren, setzten sie sich langsam, gezogen von den stöhnenden, gewerkschaftlich nicht organisierten Ochsen, in Bewegung. Regungslos beobachteten die Leute von Santa Rossa, wie der staatlich gerechtfertigte Räubertrupp wieder gegen Westen, in Richtung der Hauptstadt Berluxconia, davonzog.

In den folgenden Wochen diskutierten die Santa Rossianer aufgeregt über Sinn und Unsinn der Verweigerung, die Steuern an den grausamen Duce zu entrichten. Die Einen warnten vor der Anarchie, Mord, Totschlag, Benzinknappheit, butterlosen Broten und Schlimmeren, die Anderen meinten, so ein Leben ohne Steuerlast müsse doch recht cool sein. Waren sie denn zu blöd, sich selbst zu organisieren, sich selbst zu verwalten? Wer benötigte denn, bitteschön, schon den Duce und sein strenges, gewalttätiges Regime?

„Sie werden uns dann mit ihren Schwertern erschlagen“, fürchteten sich die Einen.

„Aber was. Wenn wir zusammenhalten, sind wir viele, sie wenige“, gaben die Anderen, Mutigen, zu bedenken.

Sumpfpotterdotterschwein Ottokar ging unterdessen unglücklich die Hauptstraße entlang. Nur verzagt erwiderte er die Grüße der Vorbeigehenden. Schwere Gedanken bedrückten sein Herz. Seine



Brille, die mit dem dicken schwarzen Rand: weg, pfutsch. Versteckt? Oder er hatte sie unachtsam verloren. Ohne Brille sah Ottokar nur sehr schlecht. Die Straße glich dem Fluss Pasolini, die Autos ähnelten Pferden und das Eis, das er vor zehn Minuten bei Fin gekauft hatte, erinnerte ihn an ein schmelzendes Croissant. In der Hand hielt das Sumpftotterdotterschwein einen großen Fisch. Den wollte er Bald Anders schenken. Für Bald Anders empfand er Bewunderung und Liebe. Er unterstützte den Cowboy, wo es nur ging. Er kapierte zwar nicht so recht, was dieses „Ich will nicht“-Gerede sollte, hatte er doch noch nie in seinem geruh-samen Leben Steuern bezahlt. Aber Bald Anders zuliebe stimmte er in den Chor der Rebellen ein. Undeutlich erkannte er ihn, der wieder auf seinem Stamplatz verweilte: auf der Straße vor dem Café Alfredo, das unser Sumpftotterdotterschwein sehr schätzte. Er setzte sich neben den Cowboy auf den staubigen Gehsteig, startete ein paar Minuten auf die Straße. Ein gediegener Alfa Romeo fuhr langsam vorbei. Am Steuer eine etwas zu groß geratene Cannelloni.

„Ich schenke dir einen Fisch“, sagte Ottokar. Ein großer, schöner, frischer Fisch, den er da in Bald Anders Hände legte.

„Fein. Danke dir!“, sagte dieser und klopfte ihm brüderlich auf die Schulter.

„Bist ein feiner Kerl, Ottokar.“

„O danke. Danke. Du auch. Aber: Nicht alle stehen hinter dir“, platze es aus Ottokar heraus. „Manche fürchten sich vor der Rache des Duce und vor der Anarchie.“

„Das ist ganz normal“, erklärte Bald Anders entspannt. „Seltsam, wäre es nicht so. Aber die Mutigen, die sich nach neuen Utopien sehnen, nach einem Leben fernab der Unterdrückung durch dieses Reich Voveso, treiben die Veränderung voran. Die Anderen werden folgen. In ein paar Monaten, Jahren, Jahrhunderten oder in nächsten Leben. Gut Ding, mein Freund, braucht Weile.“

Bedächtig nickte das Sumpftotterdotterschwein, obwohl es nicht so recht verstand, was sein Freund meinte. Aber für ihn schien das nicht so wichtig.

„Ich muss jetzt weiter“, flüsterte Ottokar. Bald Anders klopfte ihm noch einmal wohlwollend auf die Schulter.

„Danke. Danke“, sagte er.

Mit leichtem Stöhnen erhob sich Ottokar, denn auch Sumpftotterdotterschweinen schmerzen manchmal die Glieder, und setzte langsam seinen Weg fort. Nach ein paar Minuten merkte er, dass er wieder gut sah. Er griff auf seine Nase. Dort saß die große Brille mit den breiten schwarzen Rändern.

Unweit, im Café Alfredo, hockten die beiden Evas mit dem schwebenden Friedrich zusammen, daneben die junge Maria, die stolz einen hellblauen Pullover trug, der ihr etwas zu lang und etwas zu weit war. Sie schlürften Café Latte, aßen Croissant, die beiden Evas genehmigten sich noch einen Prosecco. Denn man lebt nur einmal in diesem Leben. Und was in einem nächsten ist – vielleicht wird Mensch ja in einem Land wiedergeboren, in dem Prosecco verboten sind. Etwa im Kalifat. Wer weiß, wer weiß!

„Mit gefällt es so sehr in Santa Rossa. Ich kann mich einfach nicht lösen“, jammerte der schwebende Friedrich. „Wenigstens ein paar Monate noch, ehe ich weiterreise, was ich ja irgendwann einmal muss. Aber es wird hart, meine Damen, sehr, sehr hart.“

„Ja, das ist wohl Karma“, sinnierte die rothaarige Eva.

„Ich denke, so kann man es sehen“, pflichtete ihr die rothaarige Eva bei.

Maria bestellte noch ein Croissant. Sicher ist sicher und wer weiß, was es zum Nachtmahl geben würde. Oder nicht geben würde. Auch, und das verdrängte das Mädchen tapfer, hatte sie Probleme mit Mathematik. Ein Fach, das ihr bei den Ohren herausstaubte, mit dem sie, allen Heiligen sei's geklagt, einfach nicht konnte. Zahlen, Kommas, Plus, Minus und der ganze faule Zauber. Wer hatte dereinst die grässliche Idee, arme kleine Kinder mit der schnöden, kalten Mathematik zu quälen? Ein Glück, dass es Lucia, ihre Freundin gab. Zu der sie jetzt gehen musste. Lucia zählte zu jenen wenigen auserkorenen Geschöpfen, die mit Mathematik lockerer umgingen als ein sportlicher Skater mit seinem Skatboard. Kurzum, Lucia galt als Mathegenie, worauf sie sich mit Recht einiges einbildete. Gutmütig, wie sie war, gab sie der begriffsstutzigen Maria am Nachmittag in unregelmäßigen Abständen Nachhilfeunterricht, worauf sich diese mit einer Einladung bei Fins Eiswagen revan-chierte. An jenem Tag, an dem die Erzählung nun spielt, keimte Trauer in Lucias Herzen. Ihre große Liebe, ihre Freude war eine alte Kuckucksuhr, die ihr Urgroßvater, so die Familiensaga, von fernen Landen heimgeschleppt hatte. Und eben aus jener altherwürdigen Kuckucksuhr kam seit einigen Tagen kein Kuckuck mehr gehüpft. O wie Lucia diesen netten, freundlichen Kuckuck vermisste. Doch die Pflicht rief. Sie verscheuchte ihre düsteren Gedanken und half der begriffsstutzigen Freundin bei der schweren Kost der Mathematik. Zwei, drei



Stunden hockten sie stöhnend zusammen, dann endlich begann der rituelle Weg zu Fins Eiswagen. Am Abend kehrte Lucia in ihre Wohnung zurück. Mutter und Vater arbeiteten noch. Sie setzte sich müde in einen alten, abgewetzten Ledersessel. Plötzlich ertönte das vertraute ‚Kuckuckkuckuck‘ der Uhr, die Türe sprang auf und heraus flutschte der Kuckuck höchstpersönlich und rief. „Hurra! Es ist geil zu leben, es ist verdammt geil! Kuckuck! Kuckuck!“

Doch all die erfreulichen Ereignisse in Santa Rossa berührten den vor Wut schäumenden Duce von Berluxconia nicht. Der Chef der schwarzen Ritter wurde mit fünfzig Stockschlägen bestraft, da er der Steuerrebell in dieser kleinen Stadt nicht Herr wurde. Dann schnitt ihm der Haus- und Hof-Folterer von Voveso den kleinen Finger ab. Zur Prävention. Um weitere Unbotmäßigkeiten und Autoritätseinbußen zu vermeiden. Auch die schwarzen Ritter wurden mit vier Wochen Einzelhaft mit Madenbrot und fauligem Wasser in den dunklen Gefängniszellen der Hauptstadt bestraft.

Dann hieß es: Aufsitzen! Die Richtung sonnenklar: dieses verdammte, aufmüpfige, verkommene, subversive Santa Rossa. Der Zug der Ritter setzte sich in Bewegung. Ihr Chef an der Spitze, die Ochsen zogen wie gehabt die noch unbeladenen Karren. Entschlossenheit funkelte aus den kalten Augen des Anführers, der mit nunmehr neun Fingern gnadenlose Steuereintreibung als Zielvision in seinem Schädel deponiert hatte. Als sich der düstere, leidbringende Zug Santa Rossa näherte, hörten die Ritter von ferne wieder jenes unheimliche, seltsame Geheul, das, der Leser weiß es ja, zu der Labrador-Pintscher-Mischung Fin gehörte. Unweit der Stadt badete ein Sumpfpotterdotterschwein mit großer, schwarzgerandeter Brille im Fluss Pasolini. Die Ritter beachtetten es nicht. Welcher Ritter, bitte sehr, beachtet denn ein Sumpfpotterdotterschwein?

So zog die Ritterrotte in der Stadt ein. Die Hauptstraße hielt den Atem an. Der mondäne Alfa Romeo drückte sich ängstlich in einen dunklen Winkel. Seine Fahrerin, die etwas zu groß geratene Cannelloni, versteckte sich eilends im Kofferraum. Am Hauptplatz angekommen hielt der Zug.

„Im Namen des Duce von Voveso!“, brüllte der Chef der Steuereintreiber. „Sofort her mit Gold und Geld und Gut. Der Tag, die Steuern zu bezahlen ist gekommen, ihr nichtsnutzigen Herumlungerer und Staatsfeinde!“

Stille.

„Ja was ist? Muss ich erst eure Häuser in Brand stecken und das Eis aus diesem verrückten Eiswagen leerfressen, bis ihr gehorcht?“

Da traten die Bewohner aus Santa Rossa aus ihren Häusern. Stumm. Entschlossen. Unter ihnen Bald Anders.

„Ich will nicht“, sagte Einer.

„Ich will nicht“, sagte der Nächste.

„Ich will nicht“, schloss sich ein Dritter an.

„Wir wollen nicht!“, schallte es da plötzlich in einem gigantischen Chor über den Platz, aus den Fenstern, von den Dächern, aus den kleinen Fiat-Autos.

„Wir wollen nicht!“

„Wir wollen nicht!“

Panik erfasste die schwarzen Ritter. Die Masse der Einwohner näherte sich drohend. Der Chef ließ sein Pferd im Kreis tanzen, zückte sein Schwert, das ihm der betagte, ehrenwerte Bäckermeister aus der Hand riss. In weniger als einer Minute zogen die Santa Rossianer den Rittern ihre Schwerter aus den Scheiden, bemächtigten sich ihrer Peitschen und schrien in endlosen Chören:

„Wir wollen nicht!“

Bald Anders langte nach einem seiner im schwarzen Pistolengürtel steckenden Vollkorn-Salzstangerln und biss herzhaft hinein.

Die schwarzen Ritter gaben ihren Pferden die Sporen und flohen Hals über Kopf Richtung Westen, hinaus aus diesem verfluchten, verkommenen Santa Rossa. Da sie sehr wohl wussten, dass sie in der Hauptstadt die schwere Bestrafung durch den gnadenlosen Duce erwartete, zerstreuten sie sich in alle Richtungen und suchten in benachbarten Reichen um politisches Asyl an.

Der Duce hatte nicht mehr die Zeit, sich um die Rebellenstadt zu kümmern. Intrigen, Palastrebellen erschütterten seine Herrschaft, bis er endlich durch die Hand seines engsten Vertrauten, des Führers seiner Leibgarde, hinterrücks ermordet wurde. Der Leibgardenchef wurde, eben als er sich zum neuen Duce ausrufen ließ, ebenfalls hinterrücks ermordet, dessen Mörder blühte dasselbe Schicksal und nach etwa sieben- undzwanzig meuchlings Gemetzelten hatte das Amt des Duce seine Attraktivität eingebüßt und der Verfall des Reiches Voveso setzte ein.

Santa Rossa litt nicht darunter. Der Zusammenbruch des Imperiums des tyrannischen Duce schuf eine neue Welt ungeahnter Freiheit. Die Bewohner der rebellischen Kleinstadt weiteten ihre landwirtschaftlichen Aktivitäten aus und

schafften es im Laufe von drei Jahren, einen großen Grad an Autarkie zu erreichen. Die Gemeinde konnte sich selbst fast vollständig mit den wichtigsten Nahrungsmitteln versorgen, intensiver Kräuteranbau ersetzte teilweise die chemischen Medikamente, die, wo notwendig, gegen landwirtschaftliche Produkte eingetauscht wurden. Schulen, Straßenerhalt und kommunale Aufgaben gingen in Selbstverwaltung über. Die Polizei bekam weniger Einsätze, dafür mehr Käsesemmeln zur Jausenpause, Eigentumsdelikte verringerten sich, die Gesetzeshüter schlenderten entspannt über die Hauptstraße und führten Small-Talk mit den Bewohnern und zufällig vorbeikommenden Gästen oder aber sie flirteten heftig mit den schönen Frauen von Santa Rossa. Der gewählte Gemeinderat erließ neue, ökologisch verträgliche Gesetze, schaffte alte aus der Ära des Duce ab und in den sozialen Einrichtungen arbeiteten viele freiwillige Helfer mit. Die Menschen mit besonderen Bedürfnissen erfreuten sich zunehmender Inklusion und bereicherten die Tätigkeiten der Bewohner.

Im Laufe der Zeit folgten viele Dörfer und Kleinstädte dem Beispiel von Santa Rossa. Lediglich in der Hauptstadt Berluxconia brach das Chaos aus, die Nahrungsmittelversorgung erlitt große Engpässe, ehe sich die einzelnen Stadtteile dem Beispiel der Dörfer und Kleinstädte folgend selbst zu organisieren begannen. Während landwirtschaftliche Erzeugnisse aus den umliegenden bäuerlichen Regionen allmählich wieder in die Stadt flossen, wanderten viele der in der Stadt wohnenden Handwerker in die Dörfer, um ihre Dienste erfolgreich anzubieten. Voveso versank in den Annalen der Geschichte und wo einst ein straffes, tyrannisches Regime geherrscht hatte, arbeiteten nun freie Dörfer, Kleinstädte und Stadtteile zusammen. Einmal im Jahr trafen sich die von den Dörfern und Kleinstädten entsandten Vertreterinnen in der ehemaligen Hauptstadt Berluxconia, um gemeinsame Probleme und Zukunftsaussichten zu besprechen und einen Teil der Aktivitäten aufeinander abzustimmen. Keine Polizisten, keine schwarzen Ritter verbreiteten Angst und Schrecken, um die dem Wohle aller dienenden Beschlüsse durchzusetzen.

Die neue Zeit erfasste auch Fin und seinen Hundekollegen Wastl von Wummershausen. Sie fusionierten und fertigten ein doppelt so großes Verkaufswägelchen an, dessen eine Hälfte als Eisverkaufsbude diente, während die andere selbst gestrickte, mit Vorliebe hellblaue und meist zu lange und zu weite Öko-Pullover feilbot.

Doch damit nicht genug. Die beiden verfügten über beachtlichen Unternehmergeist und knüpften Handelsbeziehungen mit einer Stadt jenseits der Berge, die für ihren Steirerkas berühmt war. Und so befand sich eines Tages neben dem fusionierten Eis-Wollpullover-Verkaufswägelchen noch ein Anhänger, der Steirerkas geladen hatte, den der kluge Bäckermeister, der seinerzeit den schwarzen Rittern entgegengetreten war (remember?), nach einer Reflexionsphase in seinem Croissant verarbeitete. Das neu aus der Taufe gehobene Steirerkas-Croissant sollte der Rebellensiedlung in späteren Zeiten zur Weltberühmtheit verhelfen.

Die Bar Alfredo, eng mit den Ereignissen rund um die Vertreibung der schwarzen Ritter verbunden, erhielt Kultstatus. Inzwischen arbeiteten die beiden rothaarigen Evas dort als Serviererinnen, die rotehaarige Eva unter Tags und die rothaarige Eva löste sie in den späten Nachmittagsstunden ab. Das Sumpfdotterdotterschwein Ottokar, das endlich gute Geschäfte mit seinen im Fluss Pasolini gefangenen Fischen machte, galt nun mit seiner großen Brille mit den breiten schwarzen Rändern als VIP-Gast der Bar, der es sich angewöhnt hatte, vielleicht um seine wirtschaftliche Prosperität zu zeigen, drei bis vier Campari Orange zu konsumieren und die roten Evas, es sei versichert, schütteten nicht wenig Campari, den Santa Rossa gegen Steirerkas-Croissants eintauschte, in das Glas. Maria entwickelte sich prächtig in Richtung Pubertät, was sie nicht hinderte, Bald Anders, der stur an seinem Outfit festhielt, ungebrochene Achtung und Bewunderung entgegenzubringen. Stets saß auf seinem Kopf der breitkrempige, grüne Hut, an dessen rechtem Rand ein lebender kleiner Salbeibusch prangte. Und der schwebende Friedrich genoss es unsagbar, durch die Mauern, Sesseln und Tische der Bar zu fließen und sich dann neben Bald Anders an den staubigen Straßenrand zu setzen, um ein Lied von Bob Dylan zu summen. Der Cowboy pflegte mit seiner rechten Hand zu seinem schwarzen Patronengürtel zu langen, eines seiner Vollkorn-Salzstangerln herauszuziehen, und es mit dem Geist, der sich von Santa Rossa nicht lösen konnte, zu teilen.

Diese Geschichte ist Mahatma Gandhi gewidmet. Seine Theorie und Praxis des gewaltfreien Widerstands flossen ebenso wie sein politisches Konzept autarker, sich selbst-organisierender Dörfer (bzw. kleiner Städte) in die Erzählung ein.



Modern

Mit Highheels auf gar tollen Straßen,
gestolpert, schick mit Plastiktaschen,
verschminkt, verschmiert und hingehetzt
und manche U-Bahn dich versetzt.

Beim Mac noch schnell ein Cola runter,
trotz Warteschlange und dem Flunker,
verschwitz, versitzt und hingesetzt,
dein Handyton dich schnell vernetzt.

Mit einem Klick bist du in Welten,
verlinkt, verkauft und auch was gelten,
versunken, trunken und verletzt
dem Cybermobbing ausgesetzt.

Dann lieber doch gleich wieder shoppen,
gekauft, geheilt kann nichts mehr dopen
verkauft, gefoppt und angeschmiert,
moderne Welt gehört so dir.

Zuhause raus aus den Klamotten,
die hohen Schuh´ sind zum Verrotten,
die Plastiktaschen weggestellt,
Programm ist nun auf Null gestellt.

Im Stillstand blickst auf all die Sachen,
modernst, toll schick, was aus dir machen,
versinkt die Welt in dir und draußen,
was willst du dir noch alles kaufen?

Noch Highheels für gar tolle Straßen,
zu Kleidung, Ramsch und Plastiksachen,
modern, im Trend und nur ganz oben
vergisst dein Fuß den weichen Boden.

Auf Gras, das weich auf tollen Wiesen
und bar, ganz reich verschmilzt mit diesen,
dein Fuß, gesetzt und nicht verletzt,
weil du ihn in dein Selbst gesetzt ...

mit Füßen auf gar weichen Wiesen ...
Ingonda Lehner 23.3.2015

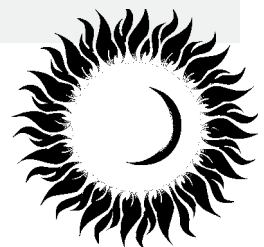
Ingonda Lehner, geb. 1957 in Waizenkirchen, Studium der Malerei und textiles Gestalten, Motive in der Malerei und in der Lyrik: humanitäre und ethische Themen, Themen aus dem Maya-Kalender, Energiebilder... Lyrik.

ELEMENTARE EINHEIT!

Die Erde die dich trägt
ist überall dieselbe Erde
es ist dasselbe Wasser
das in allen Meeren wogt.
An allen Feuerstellen
brennt das gleiche Feuer
jedes Wesen bezieht seinen
Atem aus derselben Luft.
Es ist ein Geist
der alles durchdringt
doch IHM
dem Schöpfer
dieser Elemente
wird die Gleichheit
verweigert.
Er ist in jedem Land
ein ANDERER.
Wie verblendet sind
die Menschen,
solches anzunehmen.

Edith-Maria Walter

Edith-Maria Walter, Jahrgang 1943, lebt in Graz, war im kunstgewerblichen Bereich tätig. Aufenthalte in Indien und Amerika. Verfassung von Reiseberichten und vegetarischen Kochseiten für einen deutschen Verlag. Lyrische Texte mit spirituellem oder sozialkritischem Inhalt sind in zwei Buchveröffentlichungen erschienen. Lesungen, Mitarbeit an Anthologien und Literaturzeitschriften. Yoga und Qi-gong Ausbildung.





Beschädigtes Kloster in Nepal.

Der Tashi Delek-Verein bittet dringend um Spenden (steuerabzugsfähig) an:
Tashi Delek e.V.

Hypo-Vereinsbank München

Konto 4390 169 200

BLZ 700 202 70

IBAN: DE44 7002 0270 4390 1692 00

BIC: HYVEDEMMXXX

Zweck: Shenpen

Manche pflegen zu sagen, der Mensch sei ein "GewohnheitsTier" - wenn dem so sei, möchte ich keine Maus sein:

Um Genüge zu leisten, versuchte die kleine gefiederte Maus drei MillionenTränenjahre, diese seltsam anmutende, modern getaufte Welt, mit der rechten Hand be - greifen zu können, doch alles war für die Katz:

Spiritualitätsscheinfrönend betarnkappte, minderwertigkeitsgrößenwahngestiefelte Lehrmeister zielten darauf ab, den Wissensdurst der Maus mit begrenztgeschnürt verkalkten Theorien schneesattvoll zu stillen, damit sie magenleerbefriedigt nach deren Melodien tänzelt und deren Ohrwürmer leiert.

Eingekochtverbreit, geformt zum lastbestickten Trauerkloß, sollte sie ihren altruistischen Dienst in deren GemeinschaftsVereinigungsBrühe leisten, in welcher bereits zahllose FreigeistMäuse nasetiefreinsteckend aus dem Gleichgewicht geraten und ertrunken waren.

Getrieben von lechzenden Gedanken, lang ersehnte Klarheit zu erlangen, verschlang die kleine Maus gierig einen Rattenschwanz von Kristallperlen, jedoch vergebens, der klare DurchblickSinn ward als FeinstaubMücken verfliegen.

Auswegsuchend spitzte sie ihre Ohren, um erdigwarmen Klängen vollmundig zu lauschen, müßig, denn alle MondmobileWindspielmuscheln waren wie Schuppen vom HimmelsAuge gefallen.

Stets den Gebrauch ihrer linken Hand um - gehend, machte sie einen weiten Bogen und bekam einen GrenzGang, der sie hinderte, im glattgespurten Weltgefüge Fuß zu fassen. Unzählige Schritte, die Welt erneut ins rechte geradlinke Licht zu rücken, um wieder in die Gänge zu kommen, verliefen sich im Tausendfüßlerstaubkornsand.

Nun dürstet die kleine Maus danach, ihr linkes Herz am rechten Fleck zu haben, um aufrecht beherzt im GanzheitsWeltensinn beheimatet zu sein.

Sabrinja Jungwird

Geb. 1988 in Oberösterreich, 2013 Diplom für bildende Kunst (Malerei) an der Akademie für bildende Künste in Wien, schreibt spirituelle und transdelische Texte





Nowak Annemarie Susanne, geboren 9.2.1954 in Wien. Nach Gymnasium und Handelsakademie jahrzehntelang tätig als Chefsekretärin/Assistentin bei einer großen Firma in Wien. Fotografiert seit ca. dem 15. Lebensjahr. Interessen: Literatur, Theater, Film, Städtereisen. Verheiratet mit dem österreichischen Schriftsteller und Fotografen Peter Paul Wiplinger.

Der Buchhändler

Michael Pick

Die zweite Treppenstufe von oben hatte ein Astloch, längs durch das Buchenholz. Jeden Augenblick rechnete Albert Worzynski mit ihrem Zusammenbruch. Dann versteifte er den Rücken und grantelte, dass niemand es bemerken würde, wenn er deshalb die Treppe zur Buchhandlung hinunterstürzen würde. Würd' nicht weiter auffallen, brummte Albert, wenn ich mit dem Rücken gegen die Glastür scheppere und mit gebrochenem Hals darniederliege. Dann schnaubte er und sinnierte über die Gleichgültigkeit, die in den Leuten steckte.

Worzynski trug einen grauen Pullover, von denen er insgesamt drei Exemplare besaß. Seine Mutter hatte sie ihm gestrickt. Alle drei mit der gleichen Anzahl an Maschen, von derselben Wolle und mit derselben Zuneigung gefertigt.

Als Kind war Albert Worzynski von ungebändigter Neugierde getrieben. Sein Vater, ein Buchhändler, der diese Sehnsucht hätte stillen können, blieb seinem Sohn fremd. Niemand, nicht einmal Alberts Mutter vermochte zu sagen, warum ihr Mann Albert nicht in den Arm schloss, mehr noch, niemals ein Wort an ihn verlor. Albert aber verehrte seinen Vater und war begierig darauf, von ihm zu lernen.

Einseitige Liebe aber vermag, wenn sie beständig mit Abneigung vergolten wird, nicht ewig zu bestehen. Albert begann in späteren Jahren sich von seinem Vater abzuwenden, schließlich gar ihn zu hassen. Er kroch als tiefes Gefühl aus ihm empor, dieser Hass, weit verzweigt, weil er langsam gewachsen war wie eine hundertjährige Eiche. Der Hass summt in Alberts Schädel wie ein Bienenvolk. Doch der Junge und später der junge Mann zeigte nicht nach außen, wie sehr ihn die Abweisung des Vaters verletzt hatte. Er befolgte die Anordnungen seiner Mutter, war freundlich zu jedermann. Seine Gefühle aber verschloss er immer häufiger hinter einer Maske aus Gleichgültigkeit.

Er lernte seinen Körper zu beherrschen, wie ein Wachsoldat vor dem Kensington Palace. Und er konnte sich stundenlang im Spiegel in die Augen blicken, ohne dass er blinzeln hätte müssen.

Die kleine Stadt, in der sie lebten, war ein Ort mit vielen Lesern, und die Buchhandlung Worzynski bot als einzige im Umkreis Lesestoff an. Der alte Fuchs kannte zur Genüge die Pflichten eines Kaufmannes. Wenn ein Kunde die Buchhandlung

betrat, gab es keinen aufgeräumteren Mann als Alberts Vater.

Dieser Gegensatz zu dem Verhalten ihm gegenüber, förderte nur weiter Alberts Unverständnis und den Hass auf seinen Erzeuger. Dieser stieg dessen ungeachtet zu einem angesehenen Mann auf, zu einer gesellschaftlichen Größe, vor dem mehr Leute zuerst den Hut zogen als umgekehrt.

Nach dem Tod seines Vaters übernahm Albert die Buchhandlung. Der Hass auf seinen Peiniger hatte mit der Zeit dazu geführt, dass Albert alle Menschen verachtete. Ausgenommen blieb alleine seine Mutter, für die er eine große Zuneigung zu empfinden glaubte.

Albert wollte unter allen Umständen vermeiden, dass er in die Fußstapfen seines Vaters trat. Längst begegnete den Kunden zur Begrüßung kein freundliches Lächeln; kaum, dass Albert den Kopf aus seinen Büchern hob. Mehr noch, er betrachtete jedes Gespräch als Störung der Befriedigung seines eigenen Wissensdursts, dem er ungehemmt nachging.

Gewissermaßen verlernte Albert das Sprechen. Wenn es gar nicht anders ging, bequemte er sich zu einem Fingerzeig oder einem Kopfnicken. Selbst gegenüber seiner Mutter verlor er nicht mehr Worte, als absolut erforderlich.

Das einzige Vergnügen, das Albert Worzynski kannte, war Lesen. Es gab nicht ein Buch in seinem Geschäft, welches er nicht mindestens zehnmals gelesen hatte. Er las ohne Unterschied nach Genre oder Autor, Tages- oder Nachtzeit. Er teilte den Tag weder nach Stunden noch nach Mahlzeiten. Es kam vor, dass er ganze Tage verlas, ohne zu essen.

Bald vernachlässigte er die Aufgaben im Geschäft. Nach kurzer Zeit musste er jemanden einstellen, der für ihn die Buchführung und alles Not-

Michael Pick wurde Ende des letzten Jahrtausends im Mecklenburgischen geboren. Die abgeschlossene Ausbildung zum Werkzeugmacher hielt Pick nicht davon ab, einige Jahre lang zur See zu fahren. Kurze Landgänge nutzte er um zu heiraten und Vater zu werden. Folgerichtig gab Pick das unstete Seemannsleben auf und wurde Verwaltungsbeamter. Vielschreiberei setzte ein und die Chancen auf Heilung stehen schlecht. texkrea@freenet.de



wenige darüber hinaus machte. Dies alles berührte Albert wenig und die Jahre vergingen wie Monate, die Monate wie Tage.

An einem solchen Tag spazierten zwei gesetzte Herren durch die Glastür in die Worzynische Buchhandlung. Ungeachtet des lesenden Albert stellten sie sich seitlich der Ladentheke und sprachen über ein kürzlich stattgefundenes Begräbnis.

„Mich dünkt“, setzte der eine an, „ich habe noch nie so viele Menschen gesehen, die einem Sarg nachliefen.“

„Ja“, ereiferte sich der andere, „und allein der war ein Ereignis. Gab es doch keine edlere Eiche, in die man den Verstorbenen hätte betten können.“

Die beiden schwiegen für einen Augenblick.

„Seine arme Frau. Wieviele Kinder hatten sie?“

„Wer wohl seinen Platz im Rat einnehmen wird?“, sinnierte der andere.

Das Gespräch störte Albert und er verzog sich in den Nebenraum. Doch es war zu spät. Die Satzketten, die er vernommen hatte, folgten ihm, als hätten sie sich mit den Haken der Buchstaben in seinen Verstand gebohrt. So sehr sich Albert sträubte, sein Gehirn war gefangen von dem Gespräch, welches er gerade gehört hatte und er erging sich in sonderbare Betrachtungen, welche Reaktionen sein eigener Tod in dieser Stadt hinterlassen würde.

Albert fragte sich weiter, was wohl einen glücklichen Mann ausmachte. So sehr er auch suchte, so umfassend er in seiner Erinnerung nach dem Glück fahndete, von dem er gelesen hatte, er konnte die Frage nicht beantworten.

Dieses Gefühl beunruhigte ihn. Alles, was er erkannte, war, dass er diese Frage nicht in dieser Buchhandlung, nicht in dieser Stadt beantworten konnte. Albert war kein Mensch, der Zeit vergeudete, wenn sich eine echte Notwendigkeit ergab. Er legte das Buch, noch auf der Seite aufgeschlagen, die er gerade gelesen hatte, weg, packte seinen schwarzen Mantel, die zwei freien grauen Pullover in einen Sack und machte sich aus dem Buchladen und der Stadt, ohne ein Wort darüber zu verlieren.

Der späte Vormittag warf Schatten auf die Dächer, als er aufbrach. Es hätte auch Mitternacht sein können; Zeit besaß für Albert keine Bedeutung. Er durchschritt die Gassen, die ihm dunkel vertraut schienen. Er schaute den Menschen, denen er auf seinem Weg begegnete, direkt ins Gesicht. Doch keinen von ihnen erkannte er noch blieb ihm eines in Erinnerung.

Sein Erscheinen außerhalb der Buchhandlung verursachte mit der Zeit keinen geringen Men-

schenauflauf. Eine ganze Meute von Menschen, wie ein Rudel Straßenhunde, folgte ihm auf den Fersen; neugierig, welches Ziel der sonderliche Buchhändler haben sollte. Albert störte sich nicht weiter daran. Er erreichte die Stadtgrenze und weil nichts Außergewöhnliches geschah, verlor sich der Haufen, der ihn bis hierher begleitet hatte.

Der alten Stadtmauer, die schon den Schweden vor Jahrhunderten getrotzt hatte, schloss sich ein Bach an. Begleitet wurde das Wässerchen von einem Sandweg, zweispurig ausgefahren, während die Mitte grasbewachsen war. Die Sonne strich ihn in sattes Gelb.

Albert Worzynski hatte leichtes Gepäck und unverbrauchte Füße. Er wäre schnell auf seinem Weg vorangekommen, wenn nicht alle paar Meter eine neue Entdeckung seine Aufmerksamkeit eingefangen hätte. Über alles, was ihm auf dem Weg ins Auge fiel, hatte Albert bereits gelesen: Insekten, Blüten oder Steine. Diese nun anfassen, riechen, sehen zu können, ließ sein Herz bis zum Hals schlagen.

Zum Abend nahm ihn ein Wald auf, dessen Ende vom Anfang aus nicht zu sehen war. Die Baumkronen schlossen sich über Albert wie eine Gewölbedecke. Albert hätte seine Augen schließen können, ohne dass es einen Unterschied ausgemacht hätte. Um nicht gegen einen Baum zu laufen oder vom Weg abzukommen, streckte er beide Hände nach vorne, senkte die Lider und lauschte angestrengt auf die Geräusche, die seine Schritte verursachten.

Er bemerkte eine Berührung, die seine rechte Hand ergriff und daran zog, als wolle sie ihn mit sich nehmen.

Albert dachte, es wäre vielleicht die Liebe, von der er gelesen hatte, sie sei ein Gefühl, das bis ins Herz drang. Aber er konnte nirgendwo etwas entdecken, was ihn hätte lieben können. Je weiter er vordrang, umso stärker, umso sicherer fühlte er sich.

Dann verstand Albert: Das war Vertrauen. Weil Worzynski nichts hatte, was er verlieren konnte, vertraute er voll und ganz. Er lernte, dass das Lesen von Gefühlen das Fühlen von Gefühlen nicht ersetzen konnte. Und weiter, dass nichts, mochte es noch so gut beschrieben sein, mit der Wirklichkeit vergleichbar war.

Zuerst bemerkte Albert die Sonnenstrahlen, die auf sein Gesicht fielen, den Wind, der sich nicht mehr zwischen den Stämmen verfang, sondern wie ein Vogel nur dem eigenen Willen folgte. Es war der Duft von tausend Blüten, der auf dem Wind ritt und in Alberts Nase drang, als hätte er allein auf den Mann gewartet.



Worzynski öffnete die Augen und glaubte, nie etwas Wundervolleres in seinem Leben gesehen zu haben.

Hier wimmelte alles, nichts war nur an einen Platz gebunden, alles in Bewegung. Der Wind rollte einen sanften Hügel hinab und fing sich in der Weide vor dem Bach, den Albert als jenen wiederzuerkennen glaubte, dem er am Rand seiner Heimatstadt begegnet war.

Albert legte sich mit dem Bauch auf das Maigras, das an dem Ufer wuchs und sah dem Wasser zu. Er fragte sich, wo es herkommen mochte und er fragte sich, wohin es floss. Er überlegte, ob es lebte, geboren wurde und starb. Ob es krank wurde, wieder gesund und Vertrauen zu sich hatte; oder das Leben in ihm bloß hinnahm wie einen Ballast, eine ungeliebte Eigenschaft, die es so schnell wie möglich abzulegen galt.

Dann drehte sich Albert auf den Rücken und betrachtete die Wolken, die über die Lichtung hinwegzogen. Er hatte sich nie vorgestellt, wie viele unterschiedliche existierten. Die grauschwarzen, tiefhängenden, die alles Licht aus der Lichtung verbannten oder die schnellen, flüchtigen, die wie Stare in Schwärmen über den Himmel stoben. Am liebsten waren ihm jene, die sich auftürmten, als verbargen sie hinter ihren Mauern ein Land voller Fantasie.

Die Lichtung fesselte Albert für eine lange Zeit. Aber er fand keine Antwort auf seine Frage. Diese Erkenntnis nagte an seinem Verstand und mit jedem Tag wurde Worzynski unzufriedener. Es kam die Zeit, da Albert begriff, dass er diesen Platz verlassen musste. Er erkannte auch, dass die Lichtung, selbst wenn sie sich jeden Tag in einem anderen Licht zeigte, Gesetzen und Regeln unterworfen war und sich nach diesen richtete - was ihm missfiel, ohne dass er dafür eine Erklärung geben konnte.

Am Abend des Tages, als diese Erkenntnis ihn erfüllte, brach er auf. Dieses Mal hatte Zeit für ihn eine Bedeutung und er sagte sich, wenn der Wald sich genau so weit auf dieser Seite erstreckte wie auf der anderen, wäre es vorteilhaft, am Abend aufzubrechen. Albert hatte vor, die Nacht über durch den Wald zu schlendern. Er fasste gleich Vertrauen, schloss die Augen und lief so lange durch diesen Teil des Waldes, wie es auf der anderen Seite gedauert hatte.

Als er die letzten Bäume des Waldes hinter sich gelassen hatte, fand er als Nachbarn des Feldweges einen Bach und er wusste gleich, dass es derselbe war, der ihn schon auf seiner ganzen Reise begleitete. Albert nickte ihm zu wie einen guten, alten Freund und zusammen bestritten sie den Weg bis

in eine große Stadt.

Als Albert auf die ersten Vororte stieß, entschloss er sich, die Stadt vollständig zu umrunden, um ihre Größe zu erkunden. Die Stelle, an der der Bach unter ihren Mauern verschwand, sollte Anfang und Ende seiner Expedition sein. Die Grenzen der Stadt formten keinen Kreis, manchmal sprangen ganze Häuserzüge in die Landschaft oder Fabriken und einmal eine Halde mit Müll und vielen Möwen. Sie stellten die Vorposten dar, die neues Land erkundeten, es in Besitz nahmen und verteidigten.

Albert benötigte fünf Tage, bis er wieder auf den kleinen Bach traf. Und obwohl solch lange Zeit verstrichen war, floss der Bach wie zuvor - träge und gemütlich.

Albert Worzynski betrat die Stadt an einem frühen Morgen. Er hielt jetzt sehr auf Zeit und dachte, sie an einem Tag zu erkunden. Am Abend hatte er nicht einmal das Zentrum erreicht. Immer wieder blieb er stehen, entdeckte Häuser, die wie Flaschen aussahen oder wie Würfel; Buchhandlungen, die alle Bücher dieser Welt beherbergen mussten. Er fand Menschen, die an ihm vorbeiliefen, als wäre er unsichtbar. Er fand Menschen, die ihm folgten, als hätten sie auf ihn gewartet.

Er fand Lili.

Sie lehnte am Eingang des Bahnhofes und obgleich der Stadtwind scharf um die Ecke bog, trug sie ein Kleid von sommerlicher Leichtigkeit, mit roten Blüten bis hinauf zu den kurzen Ärmeln. Sie hatte braune Locken, die nur an den Enden fest in Form waren, während die Ansätze ausgefranst und läppisch splissten. Ihr Mund leuchtete rot wie das Blut von Kirschen und in ihren Augen schwamm der Nebel des Hochgebirges.

Albert konnte und wollte nicht anders, als sich genau vor sie hinzustellen, den Mund zu öffnen und in dieser Position Zentimeter für Zentimeter dieser Frau sich einzuprägen. Lili brodelte schnell und ihre spitze Zunge war geladen für ein Gefecht.

Doch ein Blick auf Albert lehrte sie seine Naivität. Der weiße Bart, der ihm bis auf die Brust reichte, der lachhafte Haarkranz auf seinem Kopf, aberwitzig und lang. Die neugierigen kleinen Augen, die unablässig über ihren Körper wanderten, der offene Mund, der zugleich Dummheit als auch Lust ausdrückte.

„Hey!“, rief sie Albert zu.

Albert sah ihre Zähne blitzen, weißer noch durch den schwarzen Schlund des Bahnhofsingangs in ihrem Rücken.

„Hey, du!“, wiederholte Lili mit einem Anflug von Ärgerlichkeit.

Albert räusperte sich. Er hätte die Frau gerne etwas gefragt, aber er traute sich nicht, weil er fürchtete, seine Stimme wäre während des jahrelangen Schweigens zurückgebildet - kaum mehr als das Flüstern des Windes oder das ängstliche Piepsen einer Maus.

„Interessant“, murmelte Lili, mehr zu sich selbst, und löste sich vom Bahnhofsgebäude. Sie umrundete Albert, der sich nicht zu bewegen wagte und weiterhin die Stelle der Mauer anstarrte, an der Lili eben noch gestanden hatte.

Lili beendete die Runde mit einem zweiten: „Interessant“, nahm Albert bei der Hand und zog ihn fort vom Bahnhof, von dem Platz davor, den Tauben und den Menschen. Die Nacht spann ihr dunkles Netz über die Häuser.

Als hörte das Leben nie auf, als würde niemand müde sein, lief die Stadt weiter, als sich der schwarze Vorhang und der Mond als Bühnenbild senkten. Sonderbar, dachte Albert, als kannten sie die Zeit nicht. Wie er damals. Mehr noch, sie ignorierten die Zeit, Lichter allerorts, sodass die Großstadt heller strahlte als am Tag. Aber Albert wusste, was all diese Großstädter nicht zu wissen schienen: Die Zeit konnte man nicht besiegen. Sie ließ sich täuschen, aber sie blieb immer die Siegerin.

In Lilis Zimmer löschte er alle Lichter. Lili ließ seine Hand nicht los. Albert kannte dies und schenkte ihr Vertrauen und ließ sich führen. Er hörte sie leise seufzen, als sie in ihrem Zimmer standen. Er roch den Duft von Lilis Haut, ähnlich dem der Wiese, nur dilettantischer, miefig und unfrei. Er roch die Faulheit ihrer Seele, das Alte ihrer Gedanken.

Aber er mochte sie. Sie führte seine Hand an die Knöpfe ihres Kleides. Er nahm sie zwischen zwei Finger und drehte daran. Lili knurrte ungeduldig, ohne dass Albert verstand. Die Knöpfe waren schön rund und groß. Weich, aus Holz geschnitzt, vermutete er.

Lili aber wollte etwas, und das versetzte Albert einen kleinen Stich. Endlich verstand Lili, dass Albert nicht verstand.

Sie drückte ihn auf den Stuhl, schaltete die kleine, beigengeschirmte Lampe neben dem Bett an.

Sie stellte sich Gesicht vor Gesicht vor Albert, dass er, wenn er nur einen Handbreit vorrückte, mit den Händen ihre Hüfte fassen konnte. Sie summte mit ihrer rauchigen Stimme ein Lied, das Albert nicht kannte, das aber gut zu den runden Bewegungen passte, in die Lili verfiel. Sie wog die Hüften im Takt des Liedes oder das Lied takte nach den Bewegungen ihrer Hüfte. Albert konnte es nicht auseinanderhalten, er interessierte sich für diese Einheit aus Halbdunkel, Lili und der Musik.

Ein Gefühl überschwemmte ihn, wie er es von zu Hause kannte, wenn die Zeit sich verlor und er allein in einem Moment lebte, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft.

Am nächsten Morgen schien Zeit wieder wichtig, denn Lili hatte keine. Sie schleuderte Albert aus ihrem Haus, einem grauen Gebäude mit roten, übernächtigen Augen und ließ ihn mitten auf der Straße stehen.

Das Leben der Großstadt hatte die nächtliche Gelassenheit verloren und begann mit exakter Geschwindigkeit zu explodieren. Menschen schrien, Autos hupten, weil Albert ihnen in den Weg lief. Wohin er sich auch drehte, er fand keine Ruhe.

Das Großstadtleben am Morgen brummte wie ein Tsunami. Es überrollte Albert, ohne dass er die Chance bekam, wegzulaufen. Es schwemmte ihn mit sich, weg von Lilis Wohnung.

Die Welle setzte ihn auf dem Sandweg ab, auf dem er die Stadt betreten hatte. Neben ihm plätscherte der kleine Bach, der ihm nun wie ein treuer Gefährte schien. Im Grunde war Albert zufrieden damit, Hektik und Unordnung entkommen zu sein. Einzig der Umstand, noch immer keine Antwort auf seine Frage erhalten zu haben, besorgte ihn.

Er sagte sich, wenn das Leben ihm nichts zeigen will, warum und zu welchem Zweck er auf diesem Planeten weilte, dann war es eben so. Damit konnte Albert leben.

Für einen Herzschlag oder zwei, konnte er sich mit dem Gedanken anfreunden, sein restliches Leben auf der Lichtung im Wald zu verbringen. Doch dann fiel ihm ein, wie ernüchternd er die Gleichmäßigkeit ihrer Regeln fand. Er entschied, nach Hause zu gehen. Zu seiner Mutter, zur Buchhandlung und zu den Büchern.

Er nahm den Bach zu seiner Linken. Weil er den Weg nun kannte, gelangte er bald in seine Heimatstadt.

Er ging durch ihre Straßen und die Menschen, die ihm begegneten, nickten ihm zu, ganz als ob er jeden Tag nach Hause kommen würde. Seine Buchhandlung war geöffnet, als hätte er sich erst gestern auf den Weg gemacht. Die Angestellte begrüßte ihn mit einem leichten Lächeln, als würde sie sich freuen, dass er wieder da war. Seine Mutter stand vom Esstisch auf und umarmte den Sohn. In der Summe jener Augenblicke erfuhr Albert Worzynski von dem Glück der Lücke, die er hinterlassen hatte.



Fleisch und Blut

v. *Ninotschka*

Wie heißt du, wer bist du,
was sollst du, was machst du,
wie bist du, was kannst du tun?
Wozu stehst du, wen willst du,
warum sollst du, warum bist du?
Will ich das tun, was ich tu?

Mensch tu' was du willst,
Mensch tu' was du liebst,
Mensch tanz', heb' ab,
Ich bin aus Fleisch und Blut.

Ich will nicht folgen, ich will nicht gefal-
len,
Ich fall' lieber, als mich anzupassen.
Willst du dich fügen, oder aus der Reihe
tanzen,
tanzend leben, oder dich zufrieden ge-
ben?

Mensch lieb' wen du willst,
zeig dir was du kannst,
Mensch leb, Mensch tanz,
Ich bin aus Fleisch und Blut.

Ich bin keine Maschine,
ein Mensch nur will ich sein,
man kann mich nicht benutzen,
schenk' mir bloß ein den reinen Wein.

Ich bin emotional,
voll Trauer, Zorn und Wut,
voll Freude und Genüsslichkeit,
voll Feingefühl und Mut.

Mensch zeig' wer du bist,
Mensch lieb' wer du bist,
Mensch leb', Mensch tanz,
Du bist aus Fleisch und Blut.

Ich bin eine Frau wie jede,
heilig und provokant.
Ich habe Rechte, denn ich lebe,
ich zeig dir meinen Tanz!

Mensch tanz' wie du willst,
Mensch sei wie du bist,
Mensch leb', Mensch tanz,
Wir sind aus Fleisch und Blut.

Mensch sag' was du denkst,
Mensch denk' was du fühlst,
wertvoll und frei,
sind wir aus Fleisch und Blut.
Wir sind aus Fleisch und Blut,
wir sind aus Fleisch und Blut.

„Ninotschka-
Liedermacherin
kritisch, politisch,
persönlich, poetisch
sind die Lieder der
24-jährigen Wiener
Künstlerin, die sie
auf Deutsch und
Dialekt mit aku-
stischer Gitarre
begleitet, direkt
vom Herz ins Ohr
und unter die Haut
singt.“



WIA A BAM

Männer des Monds

- 1) Da Mond scheint ma hait so höö ins
Gsicht
Und die Stern mit ihm wachn Licht
Da Himmel mit seine zwa blaun
Augn
Durt ma so diaf in die Sööl eini-
schaun
Und blinzlt ma zua wos wül a nua
I bitt aich gebts ma do a Ruah
- 2) Di Sun mit ihre wormen Strohl
Tuat ma hait gaunz zort des Goderl
krohl
I was net wos I davon holtn sollt
I fühl mi holt hait so guat

Ref: Wia a Bam der nochm Schnee
Die Vogerl zuaruافت ihr seits so schee



Songtexte

Wia a Bam der nochm Schnee
Die Vogerl zuaruft ihr seits so schee

- 3) Die Bisch mit ihren klanen grian
Händ
Winkn ma hait gaunz fraindlich zua
Die Linden die i immer schun gern
kobt hob
Kummt ma hait gor so glücklich vua
- 4) Da Taich mit seine braunen Hoor
Scheint wia a Bergsee hait so klor
Da Wind mit seiner rauhen Stimm

Raunzt an Blues und mir foats ein
gaunz schlimm

- 5) Mei Freid hot haite wull an Grund
Die Welt is wieder kugelrund
Und jetzt maicht i am liabsten rean
I hob jemanden sowas vun gern

Ref: Wia a Bam der nochm Schnee
Die Vogerl zuaruft ihr seits so schee
Wia a Bam der nochm Schnee
Die Vogerl zuaruft ihr seits so schee

Blindgänger

Martina Sens

Nichts zu sehen, absolut nichts erkennbar. Die ganze Welt zittert, doch ich sehe nichts. Ach ja, die Entfernung! So weit weg. Man kann es ja nicht sehen, die Not und das Verderben. Aber es breitet sich aus. Ebenfalls unsichtbar.

Ich sehe hinaus und obwohl sich augenscheinlich nichts verändert hat hier, wird es nie mehr so sein, wie es war.

In jedem Blatt, in jedem Grashalm, in der Luft ist sie, diese unsichtbare Veränderung, und dort wird sie bleiben über Jahrhunderte, Jahrtausende.

Die Welt bebt und dann zittert sie vor Angst.
Nichts zu sehen hier.

Wie von Geisterhand wird das Leben hier verschwinden. Der geheimnisvolle Radius des Sterbens wird sich immer weiter ausbreiten. Bald wird keiner mehr wissen, warum dort gestorben wird. Aber es wird nie mehr enden. Schaurige Landschaften, menschenleer und verwüstet. Doch ist nicht ersichtlich warum. Blind. Als hätten wir kein Augenlicht. Blöd werfen wir um uns mit Blindgängern, die früher oder später dann doch in die Luft gehen.

Wir sind die Geister, die die Dunkelheit erschufen.

Wir alle haben es gewusst – und nun klingt es schon so alltäglich wie die Berichterstattung über einen Verkehrsunfall.

Höchstwerte erreicht, Höchstwerte überschritten. Nach wenigen Wochen siegen die Aktienkurse über die Höchstwerte. Gespenstisch wie Werte sich

wandeln im Schatten des Gewinns.

Wir alle haben es gewusst, was wir da in die Welt setzen. Jeder, der auch nur die einfachsten Grundlagen der Materie kennt, weiß, dass das eine unkontrollierbare, tödliche Macht ist.

Die Welt blickt auf die ferne Insel mit Betroffenheit – ein wenig, mit Angst – ein wenig, und mit dem erbarmungslosen Spürsinn der Wirtschaftswunderkinder.

Da ist sie doch wieder, die Endlösung, die Erlösung von unseren Sorgen und Ängsten.

Jetzt eine Insel finden ... Da drängt sich der Gedanke doch direkt auf, weit entfernt, unsichtbar, mehrfach belastungstestet – bietet sich doch direkt an, als globales Endlager ...

Wir haben sie nicht gerufen, die Geister. Wir sind die Geister. Wir erschaffen den Tod und werden ihn nicht mehr los.

Nichts zu sehen – brandheiße Gefahr, von der Erdvernichtungsmaschine Mensch gemacht. Und wissend schließen wir unsere Augen. So oder so.

Martina Sens, geboren am 09.10.1964 in Bürstadt, Hessen. Studium an der Universität Mannheim (Germanistik, Soziologie, Pädagogik). Mittlerweile Heilpraktikerin, Wirbelsäulenthérapeutin nach Dorn- und Breuß, Mutter und Autorin. Lebt seit 1991 in Österreich, seit 1992 in Pramet. Schreibt um zu überleben.
Martina.Sens@gmx.net / www.martina-sens.net



© Werner Krotz

mit blinden händen
geschlossenen augen
form ich den topf
zusammen mit vielen:
das neue gefäß
das uns alle enthält
und freigibt
und über die welt verteilt
zum glück und segen
jenseits des vorstellbaren
wir alle zusammen
sind MAITREYA *

* * *

ein sekundenbruchteil
entscheidet
zwischen aktion und reaktion
ist er bewusst
folgt die aktion
ist er unbewusst
folgt die reaktion
doch wenn es gut geht
ist sie schon eingefleischt
die liebe

* * *

der groschen fällt
wo fällt er hin?
ins schwarze meer
und wenn er glück hat
fällt der groschen
auf den grund
aus weißem elfenbein

* * *

lass es stumm
lass es heulen
im zwischenkriegsland
lass es aneinander vorbeifallen
im fass ohne boden
lass es stumm
lass es schmelzen
die butter auf politikerköpfen
lass es streuen

den sand ins betonierende getriebe
lass es stumm
lass es wachsen
wie honigfarbenen ginster
lass es erwachen
zu befreienden elfentänzen
lass es stumm

* * *

mirabella und miromundo
sagen im chor:
jenseits von jenseits
ist nicht das diesseits
die wende der wende
führt zum ungewöhnlichen
das losgelassene leben
tanzt in den brunnen hinein
in dessen tiefe man
vom himmel fällt
das sprechen des unsagbaren wortes
öffnet die weltangeltür

**Anmerkung: Maitreya ist
der Buddha der Zukunft.
Das Wort bedeutet „der Liebende“.*



Foto: Passionsblume, P.P. Wiplinger



Mit Haut und Haar

Viele Götter wohnen in dir
Abgesandte der Sterne
sie bestimmen dein Jetzt und Hier
ob Kälte ist oder Wärme

Aber nicht so wie du
das jetzt vielleicht siehst
als wär's egal was du tust oder lässt
Wenn du so vor deiner
Verantwortung fliehst
hast du ihn nicht bestanden den Test
Dann hältst du zu starr
an den Göttern fest

Denn Götter - das haben sie nun
mal so an sich -
die mögen es nicht gehalten zu werden
die lieben dich sowieso an und für sich
sind deine steten Begleiter auf Erden

Wenn du mit ihnen
ehrlich kommunizierst
mit jeder Pore und mit jedem Haar
wirklich fein mit
deinem Körper reagierst
denn in deinem Körper wohnen sie ja

wirst du nicht einmal
an deinem Leiden leiden
Freilich geht's nicht drum
es zu vermeiden
doch du brauchst es nicht groß
in dich einzuschreiben
Du lässt es Station sein auf deinem Weg
- mehr nicht
Über das Dunkel führt immer ein Steg
und vorne brennt immer ein Licht

Die Götterexistenz nicht zu ignorieren
dich mit Haut und Haar
dem Leben hinzugeben
ihre Sprache in der deinen zu spüren
all das lässt dich
durch das Universum schweben

lässt dich auch deine Aufgabe erfüllen
für die du da bist - du ganz speziell
So kannst du andre
in dein Glück einhüllen
und auch für sie wird es wieder hell

Diese Hingabe an das Leben
ist das Geheimnis des Seins
sie kann dich zu den Wundern heben
bis du bist mit allem eins

Das Oder

ist
das Problem
oder?

Was haben wir

Was haben wir dir alles angetan
da du angeblich unser Untertan

Die Lilie in uns vergessen wie das Meer
und den Wind
keine Antwort mehr auf die Frage
wessen Kinder wir sind

Die reine Vernunft
sie hat alles beschmutzt
hat Fisch Vogel Wälder
und Acker benutzt

Im heiligen Schrein wütet
er der Verstand
unangreifbar scheint sie die Ratiowand

Der Diener hat sich selbst
an die Spitze gestellt
hat jede andre Autorität in uns verbellt

Herzdumm regiert er nun die Welt
die unter ihm zusammenfällt

Statt ein Hohelied zu singen auf den
Regen das Feuer den Klee
bejubelt man BIP TTIP und andren
neoliberalen Schmäh

Wir die wir die Wurzeln spürn schließen
wir uns zusammen
überlassen wir nicht alles
den Wachstumswahnflammen

Wenn schon dieses andauernde Streben
dann in Hochachtung vor jedem Leben

Es ist unglaublich - aber kehrten wir um
die Erde würde uns noch immer
alles vergeben

Dagmar Fischer (Lyreley)



Jenseits jeder Moderne

Werner Krotz

Wenn ich jenseits von jenseits hingekommen bin, bin ich nicht wieder dort, wo ich vorher war. Diese Dynamik illustriere ich nun anhand von zwei Beispielen.

Das Mudrā der Verehrung und Verwandlung

Ein Mudrā ist im Hinduismus, Buddhismus und Jainismus „eine durch bestimmte Stellung der Finger bzw. Hände gekennzeichnete Geste von symbolischer Bedeutung.“ (Aus: Brockhaus-Enzyklopädie, Stichwort Mudrā.) Mudrās umfassen aber auch Körperhaltungen. In Sanskrit heißt mud „glücklich sein“ und ra „geben“. Somit ist ein Mudrā „das, was Freude bringt“.

Vor einiger Zeit habe ich spontan ein neues Mudrā erfunden, das aus einer Folge von Bewegungen und Körperhaltungen besteht. Ich nenne es das Mudrā der Verehrung und Verwandlung. Ich mache es oft in unserem Andachtsraum, aber auch an anderen Orten, und zwar so:

- Ich lege die Hände vor der Brust aneinander, in der Geste, die auch Namaste genannt wird. Damit verehere ich alles, was in diesem Augenblick ist.
- Ich lege die Hände auf der Brust gekreuzt übereinander, die linke unter die rechte. Damit nehme ich alles, was in diesem Augenblick ist, in mein Inneres auf. Ich stelle mein Inneres als Schmelztiegel zur Verfügung, in dem alles, was ist, verwandelt und erneuert werden kann.
- Ich mache eine Bewegung, bei der die beiden Hände und Unterarme umeinander kreisen. Das ist die Bewegung der Verarbeitung.
- Ich lege die Hände in empfangender Haltung übereinander, die linke auf die rechte, und warte einige Augenblicke auf das Ergebnis der Ver-

arbeitung. Denn das Geschehen liegt nicht in meiner Macht.

- Ich breite die Arme weit auseinander. Damit schenke ich das Verwandelte und Erneuerte der ganzen Welt.

Ich bin überzeugt, dass dieses Mudrā eine heilsame, erneuernde Wirkung auf mich selbst und auf alles hat, was mir im Augenblick der Übung in den Sinn kommt. Es geht dabei nicht einfach um die äußere Übung. Wesentlich ist die innere Vorstellung oder Wahrnehmung, die damit verbunden ist, in ruhiger Aufmerksamkeit.

Panta Rhei

Für den vorsokratischen Philosophen Heraklit von Ephesos ist die Realität dynamisch.

„Wir steigen in denselben Fluss und doch nicht in denselben, wir sind es und wir sind es nicht.“ (Fragment 49a.)

„Man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen.“ (Fragment 91.)

In späterer Zeit führte diese Ansicht zu dem Aphorismus *Panta Rhei* (griechisch πάντα ῥεῖ, „alles fließt“).

Niemand, der diesen Aphorismus kennt, wird ihn je verstehen, bevor nicht bei ihm selbst alles in Fluss gekommen ist, bevor er nicht bei ihm selbst alles fließen lässt.

In einem Gedicht, das ich am 10. November 2001 geschrieben habe, habe ich das so ausgedrückt:

schwimm
im strom des lebens
forme dich
zu kristallen
und lös dich wieder auf
du bist wasser

Werner Krotz, 1941 in Wien geboren.
Lyrikband: Werner Krotz, „zeit wie flüssige kristalle“, 2000, Arovell Verlag, Gosau – Salzburg.
„Das Ende der Paradigmen“, Medu-Verlag, 2014.
Website: www.wernerkrotz.net
E-Mail: werner.krotz@gmx.net

Der Beginn meiner Erzählung

Jesaja

Wolfgang Lehner

Der Klang von Hufen hallte vielfach gebrochen über die zerklüftete und unwirklich anmutende Landschaft. Nicht selten brach ein kantiges Stück Stein vom Fels, polterte in die Tiefe und verlor sich in der samtigen Dunkelheit der Schatten. Dabei wirbelte Staub auf, fegte durch Spalten oder umgarnte die Gipfel, ehe er sich niederlegte und erneut darauf wartete, in ein Nirgendwo getragen zu werden. Die Sonne schien noch immer heiß als milchig blasse Scheibe vom Himmel, obwohl ihre Farbe bereits verriet, dass sich der Abend über die Landschaft ausbreitete. Abermals wurde Gestein in die Tiefe gerissen, als ein Huf zaghaft darauf stieg. Da sprang das Tier im letzten Augenblick erschrocken zur Seite und setzte zielsicher auf dem nächsten Felsvorsprung auf, um an ein verdorrtes Büschel Gras zu gelangen, das zwischen einem Riss das Licht der Welt erblickte. Gemächlich senkte es sein Haupt und rupfte das Grasbüschel samt seinen Wurzeln aus der Vertiefung. Das Tier war abgemagert, roch stark nach Hunger, nach etwas Krankheit, und vernarbte Wunden verrieten, dass das Leben ihm übel gesonnen war. Das Poltern wurde nun lauter, als eine kleine Herde versuchte, die steile Wand emsig zu erklimmen. Zielsicher fanden ihre Hufe dennoch auf dem spröden Untergrund Halt und so sprangen sie beinahe mit Leichtigkeit von Vorsprung zu Vorsprung.

Die Tiere spitzten für einen kurzen Augenblick ihre Ohren, wandten ihre Häupter, als sie das vertraute Plätschern von Wasser vernahmen. Ein Jüngling setzte einen ledernen Beutel an den Mund und trank das Nass aus vollen Zügen. Es schmeckte abgestanden, war zu warm geworden und tropfte klebrig von seinem Kinn. Mit einem Seufzen wischte sich der Junge den Mund trocken, verschloss sorgfältig den Beutel und trat an den Rand des Abgrundes. Steil bahnte sich der Felsen seinen Weg gezackt in die Tiefe, stampfte sich in den Boden und verlor sich im Fleisch der Erde. Der Knabe setzte sich und blickte über die Berge. Der Abend tauchte sie in orangefarbenes Licht, ließ ihre Farbe mild und kräftig erscheinen und lang gezogene farblose Wolken leiteten die beginnende Nacht ein.

Schon immer habe ich diese Landschaft geliebt. Bis heute ist diese Empfindung geblieben. Vor Jahrtausenden muss hier wohl das Meer gewesen sein

und als es sich zurückzog, hinterließ es diese kostbare Umgebung. Geheimnisvoll ist sie, durchzogen von Schluchten und verbirgt Höhlen wie auch weite Gänge. Früher habe ich unzählige Stunden damit verbracht, neugierig in diesen staubigen Labyrinthen zu irren. Wie oft habe ich mir dabei vorgestellt, dass ich verschollene Reichtümer wieder entdecke? In diesen Tälern ist Geschichte begraben und ich erinnere mich, dass ich oft bei den Alten am Feuer saß und ihren Erzählungen lauschte. Sie vertraten die Ansicht, dass hier der Beginn allen Lebens sei. Fremdartige Wesen herrschten damals über die Welt und brachten, als die Weltenfeuer erloschen, den Menschen hervor. Ihr Leben war von diesen abhängig, doch als sie allmählich versiegten, schufen die Götterwesen den Menschen, um in ihm weiterzuleben. Noch heute, so erzählten sich die Ältesten, gäbe es welche, die die Wandlung dieser Natur überlebt haben. Im tiefsten Inneren der Erde, dort wo kein Tageslicht jemals auf die Dunkelheit traf, würden sie warten. In einen tiefen Schlaf verfallen und darauf bedacht, das Licht der Welt erst dann zu erblicken, wenn sich der Mensch verabschiedet.

Der Junge lächelte verträumt.

Obwohl ich damals so manche Höhle durchforstete, fand ich nie etwas, was meinem Blick fremd war. Und ich beginne zu glauben, dass dies einfach nur Mythen sind. Dennoch sind diese wichtig, ob wahr oder erfunden. Sie lehren uns Demut wie Ehrfurcht. Nur durch sie konnten die Menschen überleben, da sie sich der Natur unterwarfen und ihre Launen respektierten.

Geschichten ...

Jede Zeit beinhaltet ihre Erzählung und jede Erzählung ihre Zeit. Manche gerieten in Vergessenheit und andere wiederum bewahrte mein Volk. So entstand wohl das Leben; aus Geschichten, die kamen und aus Geschichten, die verblassten.

Ein einst einsamer Mann namens Jesaja, der durch fremde Welten reiste, und aus Geschichten, die ihn berührten, und zuletzt aus einem einzigen Gedanken, der ihn erfüllte, eine ganze Welt erschuf. Und wir? Wir sind ein Teil davon ...

Der Junge grub seine Finger in den Staub und öffnete seine Handfläche. Er wurde davongetragen, lautlos, ja beinahe gebieterisch.

Ich erinnere mich an einen Augenblick, als ich bei den Alten saß, die von Jesaja berichteten.

Ich war wie gebannt und trank aus den Erinnerungen. Man vermutete, dass dieser Erhabene in ei-



nem Moment größter Bewunderung die Erde formte und aus der reinsten Betrachtung den Menschen gebar. Deshalb ist dieses Land heiliges Land.

Eine schöne Geschichte ...

Und Mensch und Tier tragen ihre eigene in sich. Eines der größten Wunder, so fand der Junge. So viele Jahre waren vergangen, so viele Völker lebten und starben auf dieser Welt und doch gleicht keine Erzählung der anderen.

Doch welche trage ich in mir? Wie ist der Lauf meines Lebens? Wenn es so etwas wie Schicksal gibt, warum sitze ich dann hier? War ich nicht einst auch nur ein Gedanke, der sich formte, der Prägung unterworfen, ihr trotzig zu entkommen versuchte, bis ich schließlich aufgab und dorthin zurückkehrte, wo meine Wurzeln sind? Nun bin ich wieder hier, nach einer langen beschwerlichen Reise. Ich bin Mensch; ein Jemand, der sich mit einer besonderen Erzählung verabschieden möchte, um in der Erinnerung anderer zu bleiben ...

Ich habe dieses Ziel erreicht. Nie war ich sesshaft, wollte nur das Gras unter meinen nackten Füßen spüren und den Regen auf meiner Haut. Ich sah, wie sich die Welt wandelte, ich begriff ihre Form und grub in den Schichten ihrer Geheimnisse.

Ich war Kind, dann alt und wieder jung. So vieles, das ich erfuhr, so vieles, das mich prägte und so vieles, das ich sah. Meine Geschichte ist nicht einfach zu erzählen, denn ich kann nicht sagen, wer ich wirklich bin. Nach so vielen Jahren der Wanderung frage ich mich, wohin mich meine Erzählung trägt. Bin ich weise oder nur ratlos? Bin ich suchend oder rastlos?

Der Junge ließ seine Augen über die flimmernde Ferne gleiten. Das Blau des Meeres mischte sich dabei in den Horizont. Zur gleichen Zeit, an jenem Tag, begab sich der Knabe mit seiner Herde zu diesem Ort und träumte einsam seine Erinnerungen.

Ich bin Geschichte, die sich weiterschreibt.

Der Junge beobachtete seine Herde. Immer mehr Tiere zogen sich in die Nischen der Hänge zurück, schliefen oder ruhten sich aus.

Ihr nehmt, so erkannte der Junge, euer Leben, euer Schicksal an; gleich wie hart oder wie einfach das Leben euch begegnet. Mein Geist dagegen sieht mehr im Augenblick. Aber dafür muss ich damit leben, mir selbst nicht genug zu sein. Und nun, wo ich am Beginn meines Anfangs stehe, frage ich mich, ob ich wieder sein kann, wer ich einst war. Nun bin ich hier, in meiner Heimat, dort, wo ich geboren wurde, dort, wo meine Prägung begann

und über mein Leben bestimmt.

Die Schatten wurden nun länger und die Geräusche der Natur erstarben. Der Knabe lehnte sich zurück und blickte in den Horizont. Er fragte sich, was wohl der letzte Gedanke Jesajas war, als er sich über die leblose Erde legte und sie mit Dasein erfüllte. Gab es einen? Was denkt ein Mensch, bevor er geht? Was nimmt sein Geist im letzten Licht wahr? Was wäre mein letzter Gedanke?

Wenn das letzte Licht meine Augen berührt, würde ich Gewissheit haben wollen, dass ich etwas lebte, das zu mir gehörte; losgelöst von so mancher Prägung. Ich bin hier und arbeite meine Reise auf. Doch ich habe nicht geglaubt, dass es so schwer werden wird ...

Als der Junge vor vielen Jahren in seine Heimat zurückkehrte, zaghaft und mit großer Ungewissheit, hatte er gehofft, dass sich vieles wandelte. Doch musste er bald enttäuscht feststellen, dass in all den Jahren seiner Abwesenheit die Menschen großteils gleich geblieben waren. Das Leben war hart, teilweise herrschte Krieg und niemand erkannte, dass sein Land sich dem Ende einer Epoche näherte. Als Kind fragte er die Alten, warum die Menschen nicht vollkommener in ihrem Handeln und Denken seien, wenn sie doch aus dem letzten und reinsten Gedanken Jesajas hervorwachsen. Die Antwort darauf war schlicht.

Selbst wir leben in den Augen der Erde nur einen kurzen Wimpernschlag, denn wir entwickeln uns in Wahrheit für das nächste Geschöpf. Menschen mit einem großen Geist erkennen, dass ihre Entwicklung für eine andere Zeit bestimmt ist; jedoch nicht für die ihre ...

Ich ging einen Weg, den nur ich beschreiten konnte. Einst gehörte ich zu einem Kreis besonderer Menschen. Ich spürte den reinsten ihrer Gedanken und las aus ihren Gesichtern.

Dies ist lange her, zu lange; nun mag die Sinnfindung die größte Aufgabe meiner Tage sein. Eine Geschichte zu finden, mit der ich mich im letzten Licht verabschieden kann.

...denn ich bin Eje, der letzte Wanderer dieser Zeit.

Dies darf ich nicht vergessen.

Wolfgang Lehner wurde 1984 in Ried geboren. Schon früh entdeckten seine Eltern die Begabungen ihres Kindes und schulten es in Kunst und Musik. Wolfgang veröffentlicht seine Werke im Verlag Bibliothek der Provinz und ist Autor von vier Werken.



alles fließt

in wälzern
der moderne
drehen namen
mit geschichte
das rad
aus gedanken
durch die
mangel der zeit

rohkost

grüne echsen
erobern die stadt
der verkehr
kollabiert
in dunklen
seitengassen
unsanft zerlegte

brocken fleisch
mit süßlichem
geschmack

letztes kapitel

unter den strahlen
einer roten sonne
überwuchert
üppiges pink
den fahlen beton
verstummen
zittrige worte in
dreckigen höhlen
startet ein shuttle
zu seiner
ersten reise

höllentrip

im dickicht
dorniger nächte
flackert bunter
wahnsinn
durch diffuse
ritzen der seele
züngeln grüne
flammen
die heiße kehle
empor

Markus Prem, geb. 1970,
Studium der Mineralogie, Mit-
herausgeber von bju:k 2003
[Ariel-Verlag] und Übersetzer
des Prolog zu Ask the Dust
von John Fante [Maro Verlag].
Zuletzt erschienen die Ge-
dichtbände Straßenfeger des
Jahres 2009 [Edition Stra-
ßenfeger, Köln] und urknall
[Eigenverlag, Wien 2013].
www.premarkus.at



urknall

ihn zu erleben
wär ein traum
noch mal von
ganz vorne
zu beginnen
in all dem heißen
protoplasma

götterboten

kometen rasen
durch den raum
verfehlen oft nur
knapp ein ziel
zeigen uns die
macht der zeit
kämpfen so
wie wir
ums nackte
überleben

zeitlos

in den ruinen
unserer existenz
reste einer
vergangenheit
vermeintlich
für die zukunft
gebaut

fortschritt?

der glaube
ist das wissen
der armen
das wissen
ist der glaube
der dummen

plagegeister

im sandkasten
der sogenannten
hohen politik
infantile spiele

um grenzen
und gebiete

um ressourcen
einfluss
und macht

viel zu lange
ausgetragen

auf dem rücken
wehrloser
menschen

totenschein

puls um puls
sprüht lebenslicht
steht kerzenfahl
der docht
strahlt wächsern in
die kalte welt
wird stiller glanz
verblasst

befreiung

ewig lang danach

stellt endlich
stark und warm
die zeit
sich schützend
zwischen grau
und licht

logik

wenn
weniger
mehr
ist
ist
dann
alles
nichts?

Markus Prem



Dagmar Fischer (Lyreley)

*1969 in Wien, Autorin. Zahlreiche Lesungen und Performances, Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien, Publikation von fünf Gedichtbänden, zuletzt: „Losgesagt“ (Edition Art Science 2012). www.dagmarfischer.at

Silvia Ehrenreich: Malerin,

Fotografin. Lyrikerin. Geboren 1956 in Wien. Lebt in Wien-Leopoldstadt und in Lunz am See. Seit 2007 Absolventin der Sommerakademie Bohemia für Bildende Kunst in Prag und Kosteletz bei Mag. art. Iva Schach-Miechtner und Mag. art. Luiza Staneva. Mitglied der Kunst- und Kulturinitiative Q202. Zahlreiche Ausstellungen, Nominierung vom Leopold Museum.



Bild: Julia Weintrager

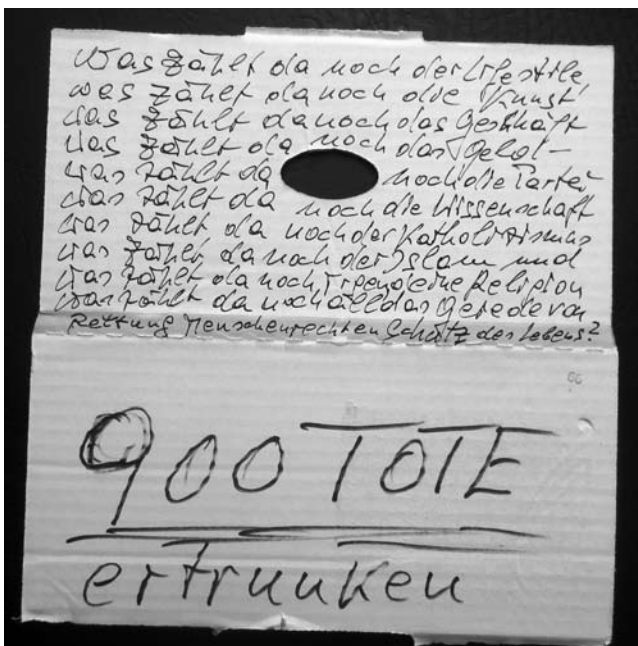


Benedetto Fellin wurde 1956 in Meran, Südtirol, geboren und studierte an der Wiener Kunstakademie bei Prof Rudolf Hausner. Er erhielt öffentliche Auszeichnungen, wie u.a. den Hausner-Förderungspreis 1979, den Akademiefreundpreis 1983 und den Theodor-Körner-Preis 1984. Reisen in den asiatischen, afrikanischen und mittelamerikanischen Raum beeinflussten die Thematik seiner Malerei.

Julia Weintrager

Geboren 1959 in der Slowakei, lebt in Wien; Autodidaktin. Mitglied beim Künstlertreff Eva Winter. Techniken: Acrylgrund, Öl auf Leinwand. Die Kunstmalerei macht mir große Freude. Mein Traum ist, die Menschen mit meinen Bildern glücklich zu machen.
www.galeriestudio38.at/julia-weintrager

P. P. Wipplinger



„Männer des Monds“

Die 2012 in Wien gegründete Band „Männer des Monds“ besticht durch Ihre außergewöhnliche instrumentale Formation und ihre lyrischen Texte. Nachdem 2010 Manfred Stangl (Lyrik und Percussion) und Christian Pauli (Lead-Gesang und Gitarre) ihr erstes gemeinsames Lied „My sweet lady“ geschrieben hatten, in dem die Tragik einer verflissenen Liebe verarbeitet wurde, flüsterte ihnen das Bauchgefühl, dass dies der Beginn einer langjährigen kreativen Zusammenarbeit sein könnte. Auf der Suche nach weiteren Musikern für ihr Projekt, stolperten sie unweigerlich 2012 auf Karlheinz Bernhart (Tabla), der durch seine indischen Klänge und Rhythmen den Groove der „Männer des Monds“ mitträgt. 2015 ergänzte nach einigen Umstellungen Benedikt Weissenbach (Sologitarre) das Quartett. Der musikalische Einfluss reicht von Blues, Reggae, Country, Rock zu Pop und Jazz. Beim Gesang überwiegt österreichische Mundart, einige Lieder verfassten Stangl/Pauli auch in Englisch. Konzerte u.a. im „Café-Mocca“, in der „Villa-Berging“, im „Concerto“.



Buddhas Kinder

Ulli Olvedi: Auszug

Erziehung

Irgendein bestimmtes Erziehungskonzept konnte ich im Kloster nicht erkennen. Zumindest schien mir das, was ich sah, nicht repräsentativ für das tibetanische Klosterleben der Vergangenheit zu sein. In Lebensberichten tibetanischer Lamas hatte ich oft von der Härten der Kindheit im Kloster gelesen, von unfreundlichen Tutoren und häufigen Schlägen. Zwar missfiel mir die Art des Disziplinars, der die kleinen Jungen im Lhakang mit Knüffen strafte, wenn sie unruhig waren oder frühmorgens einnickten, doch allzu viel Strenge entdeckte ich nicht.

Der Rinpoche erklärte amüsiert: „In Tibet herrscht ein raues Klima, auch auf sozialer Ebene. Tibetische Kinder sind wild und eigensinnig, Das entspricht der tibetischen Mentalität. Tibeter gehen leicht aufeinander los; es ist einfach ihr Stil. Die tibetischen Kinder im Exil scheinen jedoch sanfter zu sein. Wenn einer unserer Disziplinare einmal die Stimme erhebt oder gar eine Ohrfeige verpasst, ist das wirklich eine große Sache.“

Ein Gespräch mit Tenga Rinpoche über Erziehung

Der verstorbene Tenga Rinpoche, ebenfalls ein auch im Westen bekannter Lehrer und mit „unserem“ Kloster eng verbunden, hatte eine besonders „mütterliche“ Beziehung zu seinen Klosterkindern und beschrieb mir ein paar Grundsätze der Erziehung auf der Basis der buddhistischen Lehren: „Für sehr wichtig halte ich die Frage des Verhaltens. Man muss das Verhalten der Kinder in der rechten Weise lenken. Und man muss ihnen zuhören. Wenn wir ein Kind grundsätzlich als Teil unserer selbst akzeptieren, entsteht Freude im Geist des Kindes. Ein Kind sollte das Gefühl haben, dass die Erziehenden Verständnis für seine Bedürfnisse haben; dann ist es glücklich. Wenn wir das Kind nicht als Teil unserer Selbst sehen, fehlt uns das richtige Verständnis.“

Aber es gäbe doch sicher auch Probleme, sagte ich. Welche Haltung solle man denn dann einnehmen? Die Antwort lautete: „Wenn eine schwierige Situation mit einem Kind entsteht, ist es zuallererst nötig, diese Situation zu akzeptieren und sie zu verstehen. Außerdem ist es natürlich wichtig, dass der



Vieles kann als Fußball dienen

Erwachsene analysieren kann, ob es sinnvoll ist, ein bestimmtes Verhalten zuzulassen oder nicht. Kinder sind anders als Erwachsene, das muss man berücksichtigen. Hier im Kloster haben wir sehr viele Kinder. Wenn zum Beispiel die erwachsenen Mönche fünf Paar Socken bekommen, dann bekommen die Kinder ebenso viele. Doch sie gehen natürlich anders damit um. Die Erwachsenen spielen nicht, springen nicht so viel herum und brauchen sie deshalb auch nicht so schnell auf. Also muss man den Kindern eben häufiger neue Socken geben. So ist es in vielfacher Hinsicht. Es ist also nötig, den speziellen Bedürfnissen der Kinder gerecht zu werden.“

Und wie sollte ich dann die Berichte in manchen Autobiografien von Lamas einschätzen, dass sie im Kloster geschlagen wurden, fragte ich. Das stehe doch im Widerspruch zur buddhistischen Grundhaltung der Gewaltlosigkeit. „Nun ja, manchmal muss man streng sein“, antwortete Tenga Rinpoche, „aber nicht zu streng. In der Vergangenheit gab es da schon Fehler. Jemand fing an, in einer groben, harten Weise zu erziehen, und dann machten es die anderen nach. Doch die Motivation war nicht schlecht, wenn auch die Mittel im Widerspruch zur buddhistischen Lehre stehen mochten. Es ist nicht nötig, alte Formen der Disziplinierung zu übernehmen. Man muss Kinder als Kinder verstehen und nicht von ihnen verlangen, dass sie sich so verhalten wie die Älteren. Ich erlaube auch den Älteren nicht, sich zu Disziplinaren der Kinder aufzuspielen, wie es früher häufig üblich war. Es ist besser, den Kindern die Chance zu geben, heranzuwachsen und sich selbst zu disziplinieren. Doch manchmal muss man auch streng sein, etwa wenn Kinder



den Unterricht schwänzen, oder nicht bereit sind zu lernen. Kinder sind ja sehr unterschiedlich. Mit manchen muss man sehr sanft und freundlich umgehen, sie loben und ihnen kleine Geschenke geben. Man darf sie nicht entmutigen, sondern muss sie anfeuern und unterstützen. Aber es gibt andere, die nicht auf friedliche Weise zu beeinflussen sind. Da muss man vielleicht hart vorgehen, sie schimpfen und manchmal muss man sie sogar verhauen. Da geht es nicht anders, als dass man zornig auftritt. Wenn sie dann fünfzehn, sechzehn Jahre alt sind, werden sie im Allgemeinen vernünftiger. Es gibt allerdings einige wenige Fälle, da hilft gar nichts, ihr Verhalten lässt sich nicht korrigieren. Wenn sie fortgesetzt lügen, stehlen und so weiter, behalten wir sie bis zum Alter von achtzehn Jahren, dann werden sie entlassen und zu ihren Eltern zurückgeschickt. Sie bekommen genügend Geld, um eine Weile davon zu leben und eine Arbeit suchen zu können. Es gibt Menschen, die leicht lernen, andere weniger. Es gibt ruhige und wilde Persönlichkeiten, widerspenstige und solche, die sich leicht führen lassen. Dasselbe gilt für Kinder. Man muss versuchen, sie sie zu einem guten Verhalten zu beeinflussen, und manchmal muss man auch mit ihnen kämpfen. Wenn man jedoch gar nichts erreicht, ist es am besten, nichts zu tun, sie weder zu akzeptieren noch zurückzuweisen. Sondern es zu lassen, wie es ist. Manchmal ändern sie sich dann von selbst. Manchmal nicht.“

„Im Westen geht man davon aus, schlechtes Verhalten beruhe auf falscher Erziehung und negativen Umwelteinflüssen“, sagte ich und fragte, ob er das anders sehe. Tenga Rinpoche hob die Augenbrauen. „Das ist zu kurz gegriffen. Manche Menschen bringen negatives Karma aus dem früheren Leben mit. Dann dauert es oft lange, diese Muster zu verändern.“

Ich zögerte, jenen Einwand anzubringen, den ich zu Hause schon so oft gehört hatte: Diese armen Kinder ohne Mama und Papa, ohne diese sicheren Bezugspersonen (so sie denn sicher sind), bei denen sie sich geborgen fühlen können... Vorsichtig formulierte ich, ob denn ohne Familie die individuelle Zuwendung nicht möglicherweise zu kurz käme.

„Im Allgemeinen gebe ich die entsprechenden Lehren und Unterweisungen allen gemeinsam“, erklärte der Rinpoche. „Aber in bestimmten Fällen ist es nötig, mit einem Kind oder Jugendlichen ganz persönlich zu sprechen. Dann lasse ich sie zu mir kommen, höre zu und sage, wie ich über die Situation denke und wie wir am besten damit umgehen können. Bei uns sagt man, dass es drei



Tenga Rinpoche nimmt zwei neue Zöglinge auf

grundlegende Punkte in der Erziehung gibt: Das Kind braucht gute Ernährung, den Schutz eines Heims und man muss ihm die Möglichkeiten zur Entfaltung geben, damit es sich wohlfühlt. Dann ist Erziehung nicht so schwierig.“

Das leuchtete mir ein. Doch „Heim“ und Kloster sind doch nicht dasselbe. Ob vielleicht manche Kinder gar nicht ins Kloster passten, fragte ich, und nach welchen Kriterien sie ausgewählt würden. Vor diesem Gespräch hatte Tenga Rinpoche zwei Kinder mit einer kleinen Zeremonie aufgenommen, bei der ihnen ein kleines Büschelchen Haare abgeschnitten wurde. Er lächelte. „Viele Eltern wollen eines ihrer Kinder ins Kloster bringen, das ist tibetische Tradition. Wenn ein Kind aus extrem armen Verhältnissen kommt, wird es grundsätzlich nicht abgelehnt. Ist die Familie jedoch einigermaßen wohlhabend, muss das Kind selbst den Wunsch äußern, Mönch werden zu wollen. Es wäre unsinnig, ein Kind zu diesem Leben zu zwingen, wenn es sich nicht davon angezogen fühlt.“

Und, das muss dazugesagt werden, sie können das Kloster nach der Schule ohne Probleme verlassen. Zwar wird davon ausgegangen, dass man im Kloster bleibt, doch es wird nicht als unheilvolle Tat betrachtet, wieder in die Welt hinauszugehen.



Aus: Ulli Olvedi: „Buddhas Kinder – meine Erfahrungen in tibetischen Klöstern“, Nymphenburger, München, 2014



New Cage – Esoterik 2.0

des Autoren Johannes Fischler

Ein in jeder Hinsicht wichtiges Buch! Ich möchte diese Rezension nicht weniger derb beginnen, weil „New Cage“ sowohl zur Lektüre jedes spirituell Interessierten als auch des chronischen Kritikers jeglicher Esoterik zählen sollte.

Die Krux am gesellschaftlichen Diskurs ist doch, dass es über „Esoterik“ keinen gibt. Die Linke hat mit diesem garstigen Thema gar nichts am brennenden Hut – ist einfach außer jeder Kritik; die Konservativen wollen keine Konkurrenz durch Diskussion salonfähig machen; eingefleischte Atheisten scheinen sich wie der Teufel vorm Weihwasser zu fürchten.

Daher ist die Unternehmung Johannes Fischlers aufs äußerste zu begrüßen. Er schafft eine wertvolle Basis für einen fundierten Diskurs, der unerlässlich sein sollte, vor allem wenn man davon ausgeht, dass eine Grundannahme des Autors stimmt. Nämlich, dass die Esoterik bereits mitten in der Gesellschaft angekommen sei. Mit zahlreichen Beispielen belegt er diese These – etwa würden Schulklassen auf Esoterikfachmessen gekarrt, um Kinderenergiearbeit (und Kinderschutzengelkommunikation) kennenzulernen. Das WiFi fördert Kurse, in denen man/frau sich nach „Kryon“-Ausbildungskonzepten zum Energie-, schlimmer noch: Lichtarbeiter umschulen lassen kann. Und Geistheiler kann man durch staatliche Legitimation werden, wenn man den entsprechenden Gewerbeschein der österreichischen Wirtschaft ersteht.

Kein esoterisch denkender/glaubender Mensch kommt ohne Engelsprays oder Engelkarten (die oftmals im Set feilgeboten werden) oder allerlei anderen Tand aus, was zu einer zweiten Hypothese des Autors führt: dass die esoterische Spiritualität 2.0 vor allem eine riesige Geschäftemacherei im Sinne gewiefter Werbe-Strategen sei.

Den Kunden – die heute nicht in Sekten organisiert sind, sondern in Onlineforen bzw. -gruppen Lehr-CDs und Engelsprays bestellen können – werden von ihren Geschäftsmeistern Aufträge mitgegeben, die Welt ins Licht zu führen, Planetenarbeiter zu werden, die Energie der Erde anzuheben etc. – so kaufen sie gern im Bewusstsein ihrer Wichtigkeit: missionieren sowie verkaufen in einem Atemzug. Fischler stellt recht klare Bezüge zur Konsumwelt her, in der der Trend zur Super-Marke, zum Mega-Brand unübersehbar ist, der zugleich den Konsumenten zum Spezialisten und Kenner (etwa der

feinsten neuen Kaffeekapseldüfte) erhöht. Ähnlich funktioniert das Geschäft mit der Esoterik: jeder Lichtarbeiter kann sich eingeweiht schätzen und damit auch noch Geld verdienen (versuchen). Ich verstehe diesen Drang aus einer entfremdeten Arbeitswelt aussteigen zu wollen und auf einer Ebene zu

arbeiten, in der das eigene Heil, Gesundheit, Glück erreichbar scheinen und gleichzeitig der Lebensunterhalt zu bestreiten ist. Leider aber werden damit zahlreiche ehrlich Sich-Bemühende zu Opfern, die gleichzeitig als Täter fungieren. Sie führen nicht ins, sondern hinter das Licht. Fischler unterscheidet in seinem Werk zwischen spirituellen Methoden wie Meditation, Yoga, Chi Gong und Konsumesoterik. Er bestätigt das Bedürfnis in einer entindividualisierenden und entseelenden Zeit nach Identität und Erfüllung zu suchen: Sehr deutlich lässt er uns wissen, wie dieses Bedürfnis gerade in der Esoterik 2.0 korrumpiert, manipuliert und ins Gegenteil verkehrt wird.

Fischler spricht von der Re-sakralisierung der Welt in Folge der eher agnostischen Jahrzehnte der Vergangenheit. Doch Spiritualität, die zu Luxusartikeln verkam, die der auf Markenprodukte geeichte Konsument noch zu seinem Image hinzufügt, um ein bezauberndes Ich in die Welt zu stellen – damit hat Spiritualität, die nicht auf Schein und Selbstinszenierung abzielt, sondern auf psychisches/seelisches Wachstum nichts gemein. Fischler arbeitet einen Effekt heraus, der tiefer ins Elend, statt zur Befreiung führt: je massiver sich der Eso-Suchende mit scheinspirituellem Tand umgibt, desto schneller muss er sich nach weiteren Dingen umsehen, damit die scheinbare Wirkung nicht verfliegt, der Engelsduft sich nicht verflüchtigt. Damit gerät der Eso-Konsument (der aber als Lichtarbeiter ja gleichzeitig heilige Tupperware verhökert) in eine Teufelsspirale. Einerseits mag diese ihn in den Abgrund der materiellen Verelendung reißen (wenn alles Geld für diverse unmöglichen Quacksalber-Produkte und Kurse verpulvert wurde), andererseits



Rezensionen

kommt's möglicherweise bald auch psychisch zum Burnout. Um nichts von der wirklichen Welt in sein Denken einzulassen, muss der Engel-, Planeten- und Allarbeiter ständig nach neuen Angeboten der sakralen Konsumwelt suchen, um seine Scheinidentität aufrechtzuerhalten. Er benötigt zunehmend schneller frische „Systeme“, um Praktisches, Lebenswichtiges und Notwendiges sowie seine eigenen Zweifel und Ängste zu verdrängen. Das schafft eine weit abgehobene Persönlichkeit (die im Zeitalter des Narzissmus noch nicht sonderlich auffallen würde), vor allem aber eine Psyche, die vermittelt sämtlicher aus der Psychoanalyse bekannten Abwehrmechanismen Realität derart verleugnet, dass letztlich der Feind im Außen gleichermaßen an Gewaltigkeit zunimmt, wie eigene unerwünschte Impulse verdrängt werden müssen. Anzunehmen ist auch, dass nicht alles so läuft, wie es der Glücksarbeiter gern hätte und dem (teuflichen/dämonischen) Außen dafür Schuld gegeben werden muss. Hier zeichnet sich eine politisch äußerst gefährliche Entwicklung ab, die nur im ernsthaften und bemühten Diskurs aller mit Vernunft Ausgezeichneten und mit einem liebevollen Herz Begnadeten abgewendet werden kann.

Nicht zuzustimmen vermag ich des Autors Rekurs auf überholte Entwicklungsmodelle des Ich-Konzepts, wie sie uns reduktionistische Wissenschaft einreden will. Eine spirituelle Psyche ist keineswegs eine regredierte, Fischler (ver)mag nicht im Sinne Ken Wilbers zwischen prä- und transpersonalen Entwicklungen zu unterscheiden. Für den Eso-Narzissen gilt jedoch leider sehr wohl, dass nicht reifere Ich-Strukturen aufgebaut werden, sondern eine Schein-Identität von Besonderheit, Spiritualität, Einzigartigkeit die innere Leere übertüncht. (Was für den Narzissen, der wissenschaftlich tätig ist, ebenso gilt; Spiritualität ist halt dann durch den Allmachtglauben der Wissenschaft ersetzt). Der Mystiker weiß aber, dass jenseits des abgeschoteten, isolierten Modernen-Ich eine Dimension der Erfahrung existiert, die sein Dasein unendlich bereichert. Der Mystiker weiß allerdings auch, dass Engel selten zum Menschen sprechen – und wenn, dass ihn diese Erfahrung bis ins Mark erschüttert, und die infantilisierten Engel des Eso-Betriebs, die eher wie Heinzelmännchen wirken, die man auf astraler Ebene für sich schuften lassen will, schon gar nichts damit gemein haben. Dem Irrglauben beständig Botschaften aus dem Himmelreich, anderen Planeten, anderen Dimensionen channeln zu können/müssen, sollte wirklich schleunigst ein heiliger Riegel vorgeschoben werden. In Engelsprays sind keine Engel zerstampft oder destilliert,

Engelsalben aus Energie gibt's nicht, und allerlei anderer Unsinn wäre einfach mit dem Begriff der Quacksalberei aus den Verkaufsregalen der Drogeriemärkte zu verbannen.

Traurig ebenfalls, dass heute Kinder als Partnerersatz missbraucht werden (lt. Winterhoff u.a.). Furchtbar, wenn sie zu Indigo- oder Kristallkindern stilisiert werden, womit man ihnen eine normale Kindheit raubt, weil man sie auf ihre besondere Rolle vorbereitet (die auch auf die Eltern zumindest violett abfärbt), sie damit jedoch hundertprozentig ins narzisstische Größenselbst und in egomanische Allmachtphantasien treibt. Natürlich passiert das jenseits esoterischer Familien (Mütter) ebenfalls – dies vergisst Fischler nicht zu erwähnen.

Kontraproduktiv scheint mir einzig die Einleitung des Buchs, die von einem der Science Busters verfasst wurde: Er versucht Spiritualität insgesamt zu diskreditieren. Diese sei eingebildet und überheblich, während Wissenschaft Segnungen wie das Fernsehen und Handys hervorgebracht habe. Als Beweis für die Richtigkeit und Allgültigkeit der Wissenschaften nennt er die Lebenserwartung eines heute Geborenen von 100 Jahren im Vergleich zu jener vor 150 Jahren, die bei 35 gelegen habe. Ich denk, dieser aus dem Hut gezauberte Zahlentrick belegt zur Genüge, wie arrogant und kreativ Wissenschaft mit der Wahrheit umgeht: In den USA nimmt die Lebenserwartung aufgrund der ungesunden Lebensweise und der zerstörten Umwelt bereits wieder ab; in Europa wird sie hauptsächlich deshalb höher, weil die Kindersterblichkeit abnahm (wäre eine eigene Diskussion, ob wegen Impfungen oder sonstigen Gründen), außerdem starb wohl die Generation schon fast aus, die zahlreiche Vertreter im 1. oder 2. Weltkrieg verlor. Zudem liegt die Lebenserwartung in manchen afrikanischen Ländern nun bei unter 35 Jahren, da die Ausbeutung durch Fischereikonzerne der langlebenden Welt und Landgrabbing und diverse andere Ungerechtigkeiten das eben bewirken. Man könnte auch sagen: Wir fressen denen dort drunten das Fleisch von den Knochen – aber verfettet lebt man auch nicht lange – siehe oben: USA... Und wer heute als 80-Jähriger stirbt, verbrachte wahrscheinlich die letzten zehn Jahre sediert im Altersheim: welch Sinnbild für unsere moderne wissenschaftlich so fortschrittliche Welt.

Manfred Stangl

Johannes Fischler: „New Cage – Esoterik 2.0“, Molden, 2013, geb., 288 Seiten, ISBN: 978-3-85485-321-3



Braunau am Ganges

des Autoren Adolf Holl

Vielleicht soll nicht gesagt werden, was der Rezensent zum Titel des Buchs denkt, damit der Leser selbst das Rätsel zu entschlüsseln versucht; jedenfalls blühen im exotischen Garten, der dieses Buch ist, bunte Gebilde der Schönheit jäh durcheinandergemischt.

Fragen nach der politischen Gefahr, die von Religionen ausgeht, werden sachkundig und poetisch gleichermaßen beantwortet: Die hinduistische Spiritualität, die einen obersten Einzel-Gott in hierarchischer Strenge eher nicht kennt, würde kaum einen Hitler hervorgebracht haben, dem willfährig Gefolgschaft geleistet wird, selbst bei der Anordnung des Holocaust.

Östliche Weisheit und westliche Philosophie gedeihen im Zengarten Holls miteinander, durchwuchern einander, treiben neue süße Blüten. Die enge Logik des Abendlandes zerströmt im Duft asiatischer Lilien, mondfarbener Bäume, dem umfangreichen

Wissen der Holl'schen Palmblattbibliothek.

Das Werk liest sich eher wie Poesie denn ein wissenschaftliches Sachbuch: das ist seine Stärke, seine Schönheit. Vielleicht lassen sich rationale Schlüsse nur bedingt daraus ziehen, dafür stellt es den Humus dar für lebensspendende Gewächse, für wild wuchernde Obstgärten voll Früchten unterbewussten, wohltuenden Geschmacks.

Manfred Stangl



Adolf Holl: „Braunau am Ganges“,
Residenzverlag, 2015,
ISBN: 978-3-7017-3352-1

Ein Tag mit der Liebe

des Autoren Mohsen Charifi

Obwohl enorm viel Literatur erscheint, finden sich sehr wenige belletristische Bücher, die einem ganzheitlichen Anspruch gerecht werden. Und leider auch umgekehrt: Das meiste, das sich ganzheitlich gibt, ist entweder so schlecht geschrieben, dass man es nicht unter Literatur subsumieren kann – oder (meistens auch „und“) die Storys sind derart abgehoben oder seicht, dass sie nicht als Literatur taugen.

„Ein Tag mit der Liebe“ ist eine Art Lehrstück, das jedenfalls unter literarischen Aspekten rezensiert werden kann, da es zu den (leider) wenigen belletristischen Titeln im Windpferd Verlag zählt, der sonst mit meist gediegenen Sachbüchern besticht. Wirklich bestechend ist das Buch, in dem „Liebe“, repräsentiert durch einen weisen Mann, auf „Verliebtheit“ (ein junges Mädchen) trifft, leider nicht geschrieben. Wohl berührt Charifi manchmal mit kräftigen Bildern, wohl glänzen einige Methapern – dem hehren Thema gemäß – in Schönheit. Dennoch scheint die Anlage des Buchs misslungen, da es im oft flachen Dialog über weite Strecken dahin-

plappert und stellenweise an wirklich schlimme Belehrungsliteratur erinnert. Natürlich ist es schwierig spannend und lebendig zu schreiben, wenn „Liebe“ der Verliebtheit erklärt, wo 's langgeht. Diese stellt sich halt rehäßig und naiv und sexy an – die erotische Konnotation des Dialogs zwischen Weisem und junger Schönheit dabei ist eher störend.

Aussagen übers „Loslassen“, übers Ablegen des Rucksackes voll der Hoffnungen und falschen Bedürfnisse werden getroffen – alle eher schon bekannt. Die Mischung aus philosophischer Anleitung und weisen Sprüchen der Liebe ergibt fallweise Poesie, inhaltlich fesselt das Buch jedoch selten – vielleicht bis auf den Schluss, in dem die Liebe nicht als unerreichbares Ideal am Firmament prangt, sondern als Leitgestirn Wege durch die Wirrnisse des Lebens zu zeigen verheißt.

Manfred Stangl

Mohsen Charifi: „Ein Tag mit der Liebe“, Windpferd, ISBN: 978-3-86410-030-7



Thich Nhat Hanh achtsamkeits survival kit

„Achtsamkeit ist das Gewahrsein dessen, was in uns und um uns herum im gegenwärtigen Moment geschieht. Sie erfordert ein Innehalten, tiefes Schauen und Erkennen sowohl der Einzigartigkeit dieses Moments als auch seiner Verbindung zu allem Vorausgegangenen und allem Zukünftigen. Achtsamkeit kann uns helfen als Individuum und als Menschheit auf dieser Erde zu überleben und zu erblühen.“

Welch phänomenales Einführungsstatement des großen vietnamesischen Meisters. Kein posthistorischer Momentfetschist kann sich aus Thich Nhat Hanhs Haltung eine Rechtfertigung für seine Augenblicksverliebtheit herauschnitzen, die unseren Werdegang und die Geschichte(n) abschneidet. Kein Eso-Buddhist kann sein narzisstisches Ich legitimieren und Umwelt und Verantwortung verleugnen.

Die fünf Achtsamkeitsübungen des Buddhismus werden auf die heutige Zeit zugeschnitten in starker Sprache gebracht. Nebstbei die „Vier Edlen Wahrheiten“ erläutert: ein Buch damit vorgelegt, in dem sehr übersichtlich die Essenz des Buddhismus zu erfahren ist. Die Erste Edle Wahrheit: Es gibt Leiden. Haben wir Stress, glauben wir uns um alles kümmern zu müssen – dann werden wir krank. Erkennen wir das an, nehmen wir uns Zeit, das festzustellen und immer in den gegenwärtigen Moment zurückzukehren, dann beginnt bereits der Heilungsprozess. Es gibt ein Ende des Leids, lautet die Dritte Edle Wahrheit. Der Weg zum Glück heißt laut Tradition: Der Edle Achtfache Pfad. „Wir sind allen Tieren, Pflanzen, anorganischen Dingen aufs Engste verbunden. Wer denen Schaden zufügt, schadet sich selbst“, berichtet Thich Nath Hanh in seiner Weisheit, doch wir sollten nicht an Göttliche Gesetze glauben, sondern durch Meditation und Erfahrung unser Wissen und die eigene Weisheit schulen. Im Verständnis des Meisters ist vermittels der Fünften Achtsamkeitsübung selbst achtsames Konsumieren möglich. Wie viel Leid fügte die Pro-

duktion dieser oder jener Ware der Natur, den ArbeiterInnen, die sie herstellten, zu? Brauchen wir diese oder jene Sache wirklich? Die Einkaufsmeditation im Supermarkt, liebevolles

Zuhören und Sprechen, achtsames Fernsehen (weil arge Gewaltszenen uns prägen), achtsames Essen, rechtes Denken: nicht tratschen, nicht lästern – all das rät uns der Weise und erläutert detailliert, wie wir dies beginnen können.

Im Kapitel Ethik und Spiritualität, die für Thich Nath Hanh miteinander verbunden sind, schreibt er: „Das Achtsamkeits-Survival-Kit dient nicht nur unserem eigenen Überleben, sondern auch dem Überleben künftiger Generationen.“ Und: „Tiefes Schauen lässt uns erkennen, dass liebevolle Herzensgüte das größte Glück zur Folge hat und wir diese Herzensgüte auch anderen schenken können. Sind wir voller Ärger und spüren keine Liebe, können wir nicht glücklich sein, selbst wenn wir wohlhabend sind, in Sicherheit leben und gesellschaftlich eine hohe Position einnehmen.“ Dem ist beizupflichten – vielleicht zu ergänzen: Wenn der Ärger über die Zustände der Ausbeutung zu groß wird, müssen wir uns endlich gegen die Ausbeuter (der Natur, unserer Arbeitskraft) wehren...

„Das Ganze umfasst das Eine und das Eine das Ganze“, lehrt uns der Nicht-Dualist und verwirklichte Meister aus Vietnam. Und legt mit dem achtsamkeits-survial-kit ein beachtlich dichtes und gelungenes Werk vor – vielleicht eines seiner besten...

Manfred Stangl



Thich Nhat Hanh: „achtsamkeits survival kit“, O.W. Barth, 2015, 170 Seiten geb., ISBN: 978-3-426-29234-1



MANTREN

Zusammengestellt von Christian Pauli
(Quelle: Bhajan Booklet – Nandin Baker)

AWUN D'BASCHE MAYA
ALLAHA ALLAH ELOHIM ELAT
ALLAHA ALLAH ELOHIM ELAT

Die ersten zwei Zeilen des Vaterunser in aramäischer Sprache, in denen Gott bei seinen ältesten bekannten Namen angerufen wird: Allaha (Aramäisch), Allah (Arabisch), Elohim (Hebräisch), Elat (Alt-Kananitisch)

BABA NAMO KEVALAMO

Gott ist Alles (Sufi-Mantra).

IDE WERE WERE NITA OCHUN
IDE WERE WERE
IDE WERE WERE NITA OCHUN
IDE WERE WERE NITAYA
OCHA KINIBA NITA OCHUN
CHEKE CHEKE CHEKE NITAYA
IDE WERE WERE

Dieses Lied handelt von der Einweihung in die Liebe.

Ochun ist die Göttin der Liebe in Westafrika.

ISHQ'ALLAH MAHBUDLILLAH,
ALLAH JA YAMIL ALLAH ALLAH

Die göttliche Sehnsucht ist die Kraft, die das Universum bewegt.

Ja Yamil – Oh Welch' Schönheit! (Sufi)

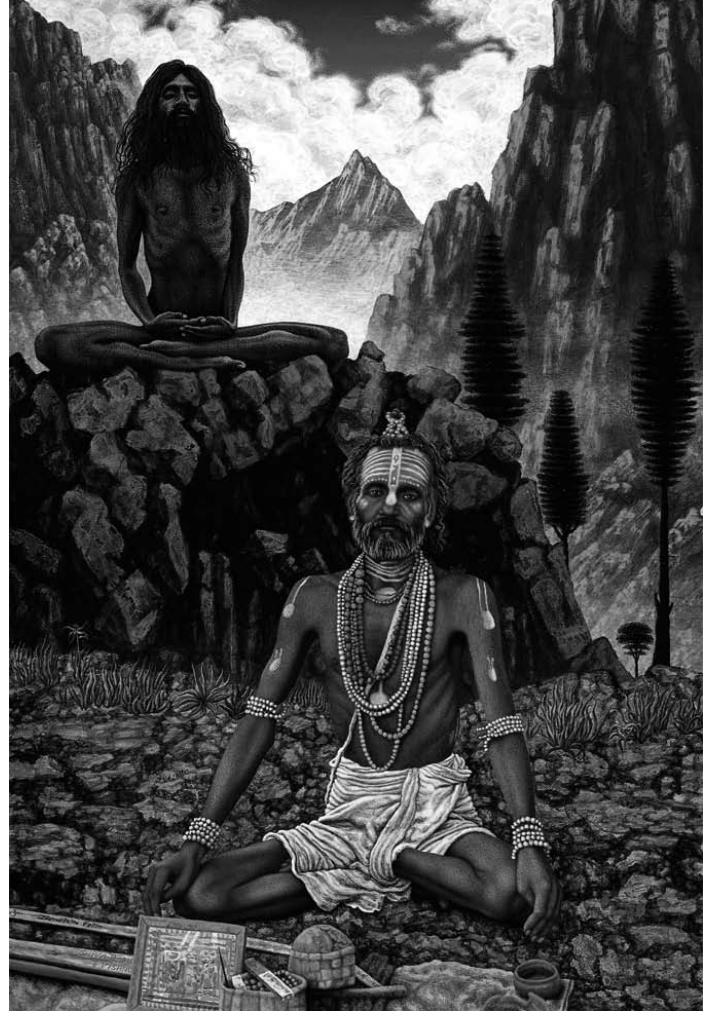
OM NARBHAVIE

Mögen dir nur gute Dinge widerfahren.

(Eines der ältesten Mantras der Menschheit aus vorvedischer Zeit. Sprache: Tamil)

RAA MAA DAA SAA
SA SE SO HUNG

Dieses Mantra schafft eine Verbindung mit den heilenden Energien der Sonne (Raa), des Mondes (Maa), der Erde (Daa) und des unendlichen Geistes



Wolkenpfad, Benedetto Fellin

(Saa). Es kann gesungen werden, um sich selbst zu heilen oder um jemand anders heilsame Energie zu senden.

TUWÊHÛN L'MESKENAE B'RUCH
DILHOUNHIE MALKUTHA
DASCHMÂYA
ALLAHA RUHAU

Gesegnet seien all jene, denen der eigene Atem zur Heimat wird.

Allaha Ruhau bedeutet: Gott ist Atem.
(Erste Seligpreisung auf Aramäisch)

YEMAYA ASSESSU
ASSESSU YEMAYA
YEMAYA OLODO
OLODO YEMAYA

Ein Fest anlässlich des Momentes, in dem der Fluss das Meer erreicht.

Yemaya ist die Göttin des Meeres und die Mutter aller Göttinnen (Yoruba, Afrika)



Bisher erschienen:

„DAS JAHR DES BLUTMONDS –

Logbuch vom Ozean des Todes und des Trostes“,
v. Manfred Stangl

edition sonne und mond, Wien, 2012,

88 Seiten, gebunden, 15 Euro,

ISBN: 978-3-9502704-6-4



Du gehörtest mir nicht.
Sowenig, wie der Wind mir gehört,
der Oleander, eine Möwe, der Ozean,
die Wolke, der Morgen,
der Atem oder das Mondlicht.
Aber dies alles wird wie du
immer ein Teil von mir bleiben.

„LYRIKALIEN“,

von Thomas Frechberger, 72 Seiten, geb.

ISBN: 978-3-9502704-0-2; 15.-€

„Großstadtkritik, gut gekonnt und Meditation ange-
sichts und eingedenk unseres wundervollen Planeten...“

Andreas Okopenko

„DER RITT AUF DER KATZE –

Phantastische Erzählungen“,

von MICHAEL BENAGLIO.

edition sonne und mond, Wien, 2010,

183 Seiten, Softcover, 15 Euro,

ISBN: 978-3-9502704-2-6



Benaglio vermag in seinen
Geschichten in erstaunlich stimmiger
Weise Spirituelles mit Politischem,
Emotionales mit (Ideo-)logischem,
generell höchst Konkretes mit dem
Phantastischen zu verbinden, sodass
zurecht von einer gelungenen
Manifestation trans-rationaler
Literatur gesprochen werden darf.

„GESANG DES BLAUEN AUGENVOGELS –

mystische Naturlyrik“, Manfred Stangl,
2008, Hardcover, 120 Seiten



„Bereits die Einleitung ist in ihrer
Bündigkeit ein Meisterwerk für sich“...
„Stangl machte sich zum Anliegen, eine
– wie er es nennt – mystische, für alle
Welt eingängige Lyriksprache zu ent-
wickeln... „Dichtung, die sich unbeschat-
tet jeder zivilisationskritischen Theorie
freudig als echte Poesie lesen lässt“
Andreas Okopenko

„WÄLDER, WASSER, LICHT UND LIEBE –

Texte der Ganzheit“

Hg: Manfred Stangl, Wien 2009,

196 Seiten, geb., 18.- Euro + Versand

ISBN: 978-3-9502704-1-9

28 Autoren vermitteln ihre Vorstellungen von ganz-
heitlicher Literatur - darunter Andreas Okopenko, Mi-
chael Benaglio, Peter Oberdorfer, Ixy Noever, Sandra
Rehshuh, Berta Berger, Michael Pick, Sandra Hla-
watsch, Silvia Constantin...



*Menschenbäume blühen gelehnt an
Apfelträume; Meereszungen ver-
künden mit der Kraft der Himmels-
lungen: Stille, Farben, abgeheilte
Narben. Der betörende Duft der
Linden weist Verlorenen eine Art
nach Hause zu finden. Die Nacht
lockt mit einem Mond, der gemein-
sam mit den breitschultrigen Ber-
gen in einem Tautropfen wohnt...*

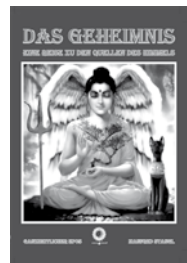
„DAS GEHEIMNIS“

v. MANFRED STANGL

edition sonne und mond, Wien, 2011,

144 Seiten, gebunden, mit 8 Aquarellen Wolfgang
Eberls, 16 Euro,

ISBN: 978-3-9502704-6-4



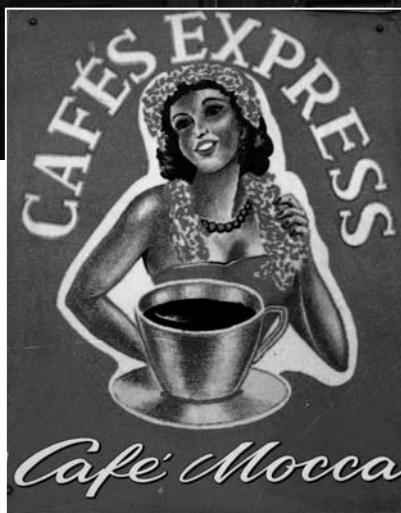
„Das Geheimnis“ ist der literarische
Versuch, mystische Erfahrungen, Ek-
stasezustände, Meditationserlebnisse,
Stillewerden, Meditationsrhythmen in
Sprache umzusetzen. Zugleich wird
bildreich der spirituelle Pfad zur Er-
leuchtung geschildert, und ein Leben
darüber hinaus.

Die Erfahrungen, die beim Öffnen
der diversen Chakren auftreten, in Poesie und Farbe
gewandelt, ermöglichen zudem dem Suchenden sich auf
seinem persönlichen Weg zu verorten, und mögen in
der Weite und Schönheit des Geschilderten auch Inspi-
ration und Anleitung sein.

Direkt bestellbar unter: bestellungen@sonneundmond.at

Informationen zum Verein Sonne und
Mond – Förderungsverein für ganzheitliche
Kunst und Ästhetik sowie zusätzliche
Buchtitel und die gesamte „Ästhetik der
Ganzheit“ von Manfred Stangl
unter www.sonneundmond.at






CAFÉ MOCCA, DIREKT BEIM EINGANG DER S 45 STATION
IN GERSTHOF, WIEN 1180



Sonne und Mond Fest

am 22. August: Café Mokka,
Gersthoferstr. 2A, 1180 Wien,
Beginn 20 Uhr

Musik: Männer des Mondes;
Lesungen aus Pappelblättern
und Titeln der edition
sonne und mond



sonne
außen feuertanz
blütenblättertanz
innen milchglanz
dunkle sichel
mond



eins sind
sonne und mond
sie warten
auf die erde



Werner Krotz

NR. 5/2015

Dürriwien, 27. 3. 2015





Meeresbrandung, Lanterna bei Porec, P.P.Wiplinger

Friede den Flüchtlingsbooten. Krieg den Kreuzfahrtschiffen.



*In Pappelblättern schon lang magisch erklang:
Jeder Moderne Abgesang.*

